

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-04697-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Péter Nádas, 1942 in Budapest geboren, ist Fotograf und Schriftsteller. Bis 1977 verhinderte die ungarische Zensur das Erscheinen seines ersten Romans «Ende eines Familienromans» (dt. 1979). Sein «Buch der Erinnerung» (dt. 1991) erhielt zahlreiche internationale Literaturpreise. Zuletzt erschien eine Sammlung seiner Essays unter dem Titel «Leni weint».

Unter anderem wurde Nádas mit dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur (1991), dem Kossuth-Preis (1992), dem Leipziger Buchpreis für Europäische Verständigung (1995) und dem Franz-Kafka-Literaturpreis (2003) ausgezeichnet. 2014 wurde ihm der Würth-Preis für Europäische Literatur verliehen.

Péter Nádas lebt in Budapest und Gombosszeg.

«Es ist das aller Voraussicht nach letzte große Werk des (...) bedeutendsten lebenden osteuropäischen Schriftstellers, sein Vermächtnis, seine wahre Geschichte.» (*Die Zeit*)

«Nádas erweist sich als sagenhafter Beobachter (...). Nachgeborene Leser werden ihre eigene Welt, vor allem aber ihre Eltern und ihre Großeltern mit anderen Augen sehen.» (*Frankfurter Allgemeine Zeitung*)

«Einer der größten Schriftsteller unserer Zeit.» (*Frankfurter Allgemeine Woche*)

«Péter Nádas erhellt in seinem gewaltigen Erinnerungsbuch «Aufleuchtende Details» ein düsteres Jahrhundert.» (*Stuttgarter Zeitung*)

Péter Nádas

Aufleuchtende Details

Memoiren eines Erzählers

Aus dem Ungarischen von

Christina Viragh

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
«Világló részletek» bei Jelenkor Kiadó, Budapest.

Lektorat Delf Schmidt

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg bei Reinbek, April 2019
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
«Világló részletek» Copyright © 2017 by Péter Nádas
Umschlaggestaltung any-way, Hamburg, nach
einem Entwurf von Anzinger und Rasp, München
Umschlagabbildung Ferenc Literáti-Nagy
Satz bei Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 26893 9

Inhalt

Aufleuchtende Details

Als ich an dem Mittwoch

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

Marzellines Opferung

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

Als ich an dem Mittwoch

Es gab keinen Pardon, Punkt Mittag hatte das Sonntagsessen fertig zu sein. Die Suppe zum Mittagsläuten dampfend auf dem Tisch zu stehen. Nicht etwa, dass mein Großvater das so haben wollte. Ich meine den Großvater mütterlicherseits, den Großvater Tauber. So wie ich ihn kannte, wäre es ihm auch um eins recht gewesen, lauwarm, ihm waren solche Dinge nicht wichtig. Er aß überhaupt wenig. Sprach auch wenig, und wenn, dann nur das Nötigste. Wenn er vom Tisch aufstand, dankte er mit einem Kopfnicken fürs Essen. Es war aber nicht klar, wem er dankte. Der Dank mochte meiner Großmutter gelten, eventuell dachte er an Gott, an irgendeinen Gott, ich weiß es nicht. Ich habe nie gesehen, dass ihn die eitlen Freuden dieser Welt interessiert hätten. Er war ein Luftwesen, knochendürr, an seinem Brustkasten drückten sich die Rippen durch die Haut. Wenn er mich vorsichtig an sich zog, wenn er mich in die Luft warf, damit ich flog, hui, der Péter fliegt, er fliegt davon, bei meinem Absturz fing er mich im letzten Moment doch noch auf, das Vögelchen stürzt ab, dann kam ich dem nackten Knochengerüst seines Körpers ganz nahe; noch heute spüre ich in den Gliedern seine Armknochen, seine Schlüsselbeine, seine scharfen Rippen.

Aber noch heute verstehe ich nicht, wie ihm, bei aller Vergnügtheit, der Satz vom abstürzenden Vögelchen über die Lippen kommen konnte. Ein Vögelchen stürzt ab, wenn es von den Jägern geschossen wird oder ihm in der großen Winterkälte die Beine erfrieren.

Mit Emotionen ging mein Großvater überaus vorsichtig um, ich habe ihn nie gereizt gesehen. Höchstens, dass er etwas humorvoll unterstrich. Aber auf dem Grund seiner stoischen Ruhe schlief doch etwas Bedrohliches, Beängstigendes, seine Töchter hatten Angst vor ihm, auch ich hatte ei-

nen Heidenrespekt, trotzdem kann ich mir nicht vorstellen, was passiert wäre, wenn er einmal die Geduld wirklich verloren hätte. Wenn er jemandem grollte, schaltete sein Blick gleich auf Sturm, er lief sogar rot an, aber der Sturm brach nie los. Eher versteckte er seinen Zorn hinter geschlossenen Augen, wie jemand, der sogleich in sich geht und rücksichtsvoll die Lider über seine inneren Vorgänge senkt.

Der Flug dauerte länger als mein Absturz, er fühlte sich an, als würde er nie enden, er nahm mir den Atem; vielleicht deshalb, aus diesem Wunsch zu ersticken, wollte ich, dass er mich fliegen ließ, und erst beim Herunterfallen, schon umschlossen von seinen knöchigen Armen, kam ich wieder zu mir. Und noch einmal. Oder er ließ mich auf den Knien reiten, genoss auf einer elementaren Ebene unser Spiel ganz offensichtlich, während es ihn bestimmt auch grässlich langweilte. Der Reiter musste, so das Spiel, sicher im Sattel sitzen, auch wenn das Pferd hüpfte, nieste oder bockte. Mein Großvater imitierte mit den Knien den Zufall, die Unberechenbarkeit des Pferds, und da ich mit richtigem Gefühl und im richtigen Rhythmus darauf reagierte, ich wusste ja, was er machte und worauf er aus war, hatte er seine Freude daran und lachte immer wieder.

Tonlos, seine Lacher waren tonlos, er starrte mit freudig verzogenem Mund zum Himmel. Was für gut funktionierende Reflexe das Kind doch hat. Ich habe nie mehr so etwas gesehen, so ein tonloses Lachen.

Für unser Spiel musste er wohl genauso viel Disziplin aufbringen wie ich, nur bezog sie sich nicht aufs Gleiche. Heute, wenn ich morgens vorsichtig zu den Einzelheiten der Szene zurückkehre, sie wieder durchspiele, sie auf ihren Geschmack prüfe und analysiere, wobei immer neue Einzelheiten auseinander hervorgehen, entsteht in mir der Eindruck, dass mein Großvater vor der Lust wohl eine große Scheu hatte. Er ließ sich ungern auf das Spiel ein, man musste darum betteln, sich zwischen seine Knie drängen,

und wenn er endlich nachgab, wenn ich in die Wärmeströmung seines Körpers eintrat, wenn er nicht mehr widerstand, hob er mich auf die Knie, geriet aber auch dann nicht leicht in Schwung, er zögerte und überließ sich der Nähe nur sehr zurückhaltend. Bestimmt langweilte ihn die Monotonie des Spiels, sein theatralischer Aspekt, seine Ritualität, was ich heute ja sehr gut verstehe; ich meinerseits musste die scharfen Kanten seiner Knie, seine hervorstehenden Knochen ertragen. Es tat weh. Der Lust halber den Schmerz ertragen. Auch mich langweilt die Nachahmung. Zu ihr gehört die Tücke, mitsamt ihren halbgenannten Elementen. Trotzdem war die Freude am Spiel größer als die mit der Mimesis einhergehende Scham.

Dazu kam die Lust am Ertragen. Die Lust am stockenden Atem, am Vorgeschmack des Erstickens, am stummen Lachen meines Großvaters.

Er lachte in die Luft hinaus, aber sein Lachen war luftleer, was an seinem starken Asthma liegen mochte. Schon bei der kleinsten Anstrengung atmete er schwerer, Dyspnoe, Atemnot, nennen die Ärzte das Phänomen, sein Atem ging pfeifend. Asthma ist die Krankheit der Verneinung, des Verzichts, der Selbstverneinung, heißt es. Marcel Proust hatte Asthma, auch wenn man damals den bronchialen, neuralgischen und allergischen Aspekt der Krankheit in keinen Zusammenhang brachte. Und wenn schon Proust und mein Großvater an dieser Krankheit litten, wie ist dann wohl der sich nicht verneinende, von jeglicher Tücke und Mimesis freie Mensch. Bestimmt mimt ein solcher Mensch ausschließlich seine ureigensten, bis aufs Mark durchleuchteten Eigenschaften. Aber was bringt das. Vielleicht war mein Großvater in seinen letzten zehn Jahren aber tatsächlich so. Nach einer Zeit hat man auch auf die Lust keine Lust mehr, es fehlt die Variation. An seinem Stirnknochen, an seinen Schläfen glänzte die gespannte Haut, an seinen Händen wanden sich dicke Adern. Die

fand ich äußerst attraktiv. Ihr Verlauf und ihre Funktion beschäftigten mich noch als jungen Mann; um ehrlich zu sein, sie stießen mich ab. Ich wagte mir kaum auszudenken, was im Organismus unter der Hülle alles abläuft, in den Adern, im Herzen, in der Lende, in der Lunge, in den Därmen, mir grauste vor der regelmäßigen Funktion, das Wunder der kontinuierlichen Funktionalität machte mich schauern, der Schauer aber erregte mich stark und unziemlich. Ich musste aufpassen, nicht von der Spirale der Schwärmerei fürs Organische erwischt zu werden; der Weg der romantischen Selbstanbetung war unserer Familie verschlossen. Ich sollte vorsichtig den Finger daraufdrücken, fühlen, wie das Herz schlägt. Großvater und ich folgten ehrfürchtig dem Puls. Mit diesem Trick, dem Herzschlag oder mit seiner Taschenuhr und dem Puls, mit dem nadelfeinen Ticktack, dem rhythmischen Klopfen, lenkte er mich erfolgreich ab. Wir beobachteten den Sekundenzeiger, zählten seine Herzschläge, bis ich Ruhe gab. Bei mir fanden wir die Hauptschlagader nicht. Ich glaube, bis zehn zählen lernte ich auf diese Art, mit Hilfe meiner Hauptschlagader oder der meines Großvaters; aufhören herumzutoben, sich abkühlen, so rasch wie möglich den Dampf ablassen. Er erlaubte es nicht immer, aber an seinen Schläfen konnte man die knotigen Adern ein wenig verschieben, nachher rutschen sie nur sehr langsam zurück.

Für Großvater war das bestimmt wie eine Falle, er wird die eine lästige Pflicht los, das Spiel, und gleich beginnt ein anderes Spiel.

Karten spielte er nicht, Schach auch nicht. Wenn wir bei ihnen draußen waren, an der Donau bei Göd, im berühmten Fészek, dem Nest von Göd, in der Feriensiedlung des Arbeitersportvereins, in ihrem alten kleinen Holzhaus, das sie zusammen mit anderen gekauft hatten und das von ihren alten Freunden Tauber-Villa genannt wurde, unter schalendem Gelächter, sie selbst hatten ja einmal zum Spaß die

Aufschrift an die Front des auf hohen Stelzenbeinen auf dem Ufersand stehenden Häuschens geschraubt, und wenn sie mit den Jungen hier nachmittags Volleyball spielten, saß er da, in seinem geschlossenen Badeanzug im Jahrhundertwende-Stil, mit seinem ewigen Lächeln, das ihm selbst galt, und schaute im Schatten des wilden Weins von seiner grob gezimmerten Terrasse aus zu.

Auch zum Schwimmen kam er nur selten mit.

Das Häuschen stand auf Pfählen, wegen des Hochwassers. Dadurch wirkte es wie ein Verstärker. Man konnte keine Bewegung machen, ohne dass es laut wurde, es rumste und polterte, und da lange Reihen solcher Häuser am Ufer standen, war von morgens früh bis abends spät ein Gepolter zu hören.

Sie sagten nicht, ich gehe schwimmen, sondern ich gehe mich tunken.

Wir tunkten uns.

Sie marschierten auf dem Vácer Ufer über einen gründlich ausgetretenen Pfad durch Gras und Gestrüpp, dann ließen sie sich mit ein paar wenigen Schwimmstößen von der trägen Strömung zurückbringen. Dabei plauderten sie laut und geruhsam über die besonnte Wasseroberfläche hinweg; das Wasser trug ihre Stimmen weit.

Wir rinnen zurück, das war das Wort dafür.

Und doch war es Großvater, der mir an einem Winternachmittag das Mikadospielen beibrachte. Das war vielleicht das einzige Spiel, das ihn wirklich interessierte: die je nach Streifen gewerteten Stäbchen, den Mandarin, die Bonzen, die Samurai und die Kuli aus unseren Händen auseinanderfallen lassen, sie dann einzeln, mit Hilfe zweier anderer aus dem Haufen heben, sie ganz vorsichtig rollen, sie mit dem auf ihre Spitze gepressten Finger aufstellen, ohne dass es die anderen Stäbchen spürten, ohne dass sie sich verschoben, ohne dass die Veränderung sie auch nur erschütterte. Die Position des ins Auge gefassten Stäbchens

zwischen den anderen nicht nur sehen, sondern gewissermaßen auch fühlen. Auf unsere Atmung achten, damit das Manöver ohne Erschütterung gelinge. Auch das hat er mir als Erster beigebracht, dass man die Luft zuerst hinauslassen muss, um den Atem problemlos anzuhalten. Tut man es mit voller Lunge, zittert die Hand vor Anstrengung. Diese Erfahrung kam mir anderthalb Jahrzehnte später zugute, als ich fotografieren lernte und mit der Handkamera ohne Stativ oder Stütze lange belichten musste.

Da kannte ich schon die Regel.

Auch das Dominospiel lernte ich von ihm. Also zwei stille Spiele.

Damit ich mich beruhigte, ertrug er eine Weile stumm auch das stillste der Spiele, mein Experimentieren mit seinen Adern. Ich hörte damit jeweils nur auf, weil ich seinen Widerwillen spürte.

Seine Haltung war gerade, aber auch wenn er saß, hielt er den Kopf gesenkt, bescheiden, fast verschämt, als wollte er dauernd signalisieren, nein, ich will niemandem über sein. Nicht einmal recht wollte er haben, und doch kann ich nicht behaupten, dass mein Großvater ein nachgiebiger Mensch gewesen sei; es war eher so, dass er unter seinem dicken, sorgfältig gestutzten Schnurrbart, hinter der Drahtbrille sich selbst zulächelte. Heute würde ich sagen, er lächelte ermutigend aus seiner Unerbittlichkeit heraus. Mit dem ausdauernden Lächeln festigte er seine Geduld, damit sie ihm nicht ausging. Er konnte wunderbar für sich auf dem Rücken liegen, im Gras, auf dem Bett, auf dem leicht feuchten Schotter des Ufers oder in der Hängematte im lockeren Schatten der Akazien und wassernahen Weiden und Espen von Göd oder Dömsöd. Ich beneidete ihn, versuchte ihn nachzuahmen, er hatte die Füße übereinandergeschlagen, seine Hände wie zum Gebet über der Brust verschränkt. Er machte immer den Eindruck, als sinne er leichthin, gewissermaßen schwebend gewichtigen Dingen

nach, und da durften wir ihn nicht stören. Es vergingen fast fünfzig Jahre, bis ich mit einem Mal gewahr wurde, dass auch ich schon seit langem gern auf diese Art unter freiem Himmel liege. Über dem Sinnieren schlief er manchmal ein, auch ich schlafe manchmal ein, und wenn er länger so dalag, auf dem Gesicht das reine Lächeln, kam auch seine asthmatische Atmung zur Ruhe. Das ist vielleicht die schlichte Erklärung. Dass er am ehesten in dieser Position die ermüdende Atemnot vermeiden konnte. Er lächelte auch während der Arbeit, er nahm die Drahtbrille ab, ohne Brille wirkte sein Gesicht nackt, fremd, wehrlos; er beugte sich mit einer in die Augenhöhle geklemmten Lupe über die Arbeit oder mit einem noch stärkeren Vergrößerungsglas. Diese aus ihrem Etui herausklappbare, eine sechsfache Vergrößerung gewährleistende Rodenstock ist der einzige Gegenstand, den ich von ihm geerbt habe; er hatte eine ganze Serie davon. Er musste sich ja mit Teilen von Teilen beschäftigen, die für das bloße Auge unsichtbar waren. In unmittelbarer Nähe seines Kopfes flackerte und zischte eine einzelne, nadelspitze Gasflamme, ein Bunsenbrenner. Ich saß wahrscheinlich stundenlang in der Werkstatt seiner Schwester in der Holló-Straße, Rabenstraße, auf einem hohen Hocker neben ihm, sage ich jetzt, das mit den Stunden ist vielleicht nicht so sicher, bestimmt aber halbe Stunden, vierzig Minuten lang, bis mich jemand abholen kam. Die Großmutter kam, die Mutter meiner Mutter, Cecilia Nussbaum, die von hier aus in die halb zerstörte Markthalle auf dem Klauzál-Platz ging. Ich weiß nicht, warum, ich weiß nicht, warum gerade dann, wenn sie doch sonst auf dem Markt auf dem Garay-Platz einkaufte. Dort waren ihre Marktfrau und ihre koschere Metzgerei. Aber an diesen städtischen Frühsommernmorgen erinnere ich mich genau, an die nassgespritzten Straßen, an den vom Klauzál-Platz nach Hause geschleppten vollen Korb. Wie sie uns, und bestimmt auch sich selbst, das Drama der Korbschlepperei

vorspielt. Oder mein Vater kam mich abholen, er arbeitete in der Nähe, im fünften Stock eines riesigen, sonnen- durchfluteten Hauses; bis sie kamen, durfte ich zuschauen, auf welche Art mein Großvater Dinge herstellte. Und musste nur aufpassen, nicht vom Hocker zu fallen und nichts zu verschieben. In seinen kurzen, maschinengeschriebenen Erinnerungen war mein Vater bemüht, alles, aber auch alles über unsere tote Mutter aufzuschreiben, er schrieb es für seine beiden Söhne auf, bevor auch er ging; er muss es Monate zuvor beschlossen haben, gehen, diesen verschämten Ausdruck gebrauchte er in seinem weit im Voraus geschriebenen Abschiedsbrief, noch bevor ich gehe, aber mitten in einem Satz brechen die Aufzeichnungen plötzlich ab. Wahrscheinlich in dem Moment, als er beschloss, uns sozusagen mitzunehmen. Auch das war sein Wort, mitnehmen. Verzeiht, aber auch sie muss ich mitnehmen. Das schrieb er in seinem Abschiedsbrief, den er sehr viel früher verfasst haben muss als die krakeliger geschriebenen, für uns zwei bestimmten zusätzlichen Abschlusszeilen. Mit der geladenen Pistole in der Hand hatte er über meinem schlafenden Bruder gestanden und war unfähig gewesen abzudrücken. Das schrieb er dann zum Abschluss. Wenn er mit mir angefangen hätte, hätte er es vielleicht geschafft. Oder er brach seine Aufzeichnungen mitten im Satz ab, weil er eingesehen hatte, wie schwierig es ist, ein Porträt von jemandem zu verfertigen, der durchaus Wichtiges geleistet hat, während gerade solche unbeholfenen Verewigungsversuche seine Leistungen auf ein Maß schrumpfen lassen, das die Wirklichkeit noch untertreibt. Er wollte von unserer Mutter eine Heldensaga entwerfen, vielleicht in der Hoffnung, dass jemand die Saga eines Tages dann wirklich schreiben würde. Nur war den Familiengeboten gemäß jegliche Prahlerei untersagt, nur ja keine Helden- oder Opferpose. Höchstens in der Selbstdisziplin hatte man heroisch zu sein. Du tust, was du tust, und tust es nicht, damit jemand dankbar sei. Er wolle

uns, schrieb er im Abschiedsbrief, niemandem aufhalsen. Aber wem und wozu schrieb er dann diese mäßig wichtigen Mitteilungen über seine tote Frau an seine beiden Söhne, Péter und Pál, die er ja mitnehmen musste, um niemanden mit ihrer Existenz zu belasten. In seinen Aufzeichnungen verschiebt er die Werkstatt meines Großvaters in die Dob-Straße, Trommelstraße.

Kann sein, dass sie früher, vor der Belagerung, tatsächlich dort gewesen war, in der Dob-Straße. Ich jedenfalls ging in den Jahren nach der Belagerung immer nur in die Holló-Straße. Soweit ich mich erinnere, gab es in der Dob-Straße die Werkstatt eines Silberschmieds, in der meine Großmutter als junges Mädchen als Schleiferin gearbeitet hatte. Gerade bei einem solchen unüblichen Gang zum Markt auf dem Klauzál-Platz hatte sie mir gezeigt, wo sie Großvater kennengelernt hatte. Beide Straßen lagen im dichtesten Dickicht der Stadt. Ich musste dann oft darüber nachdenken, wie es gewesen wäre, wenn meine Großmutter meinen Großvater nicht kennengelernt hätte, meine Mutter also nicht geboren worden wäre und meinen Vater nicht kennengelernt hätte, und was wohl dabei herausgekommen wäre. Ich konnte es mir nicht vorstellen. Ich habe mein ganzes Leben lang fast immer über dieselben Dinge nachgedacht, viel ist dabei nicht herausgekommen, höchstens, dass mich das Denken als Denken nie verließ, sondern immer tiefere Furchen zog. Die Holló-Straße war eine enge, kurze, dunkle Straße, man sah den Himmel kaum. Vor ein paar Tagen machte ich hier eine Runde, um die Straße wiederzusehen und das Haus zu suchen. Sie ist gar nicht so eng. Gar nicht so dunkel. Ich hatte sie anders in Erinnerung, aber das Haus war bestimmt die Nummer eins, zumindest identifizierte ich in meiner Erinnerung am ehesten dieses Haus mit dem damaligen. Der Eingang zur Werkstatt ging nicht auf die Straße, sondern auf den Hof. Kaum war man eingetreten, ging in dem fensterlosen Raum die auto-

matische Tür hinter einem zu. War sie einmal zu, konnte man nicht mehr hinaus, die Tür hatte innen keine Klinke. Was zum organischen Bestandteil meiner wiederkehrenden Albträume wurde. Man musste an einer anderen Tür klingeln, die ebenfalls keine Klinke hatte, durch deren Milchglas aber die friedliche Werkstatt vage sichtbar war. Leider erinnere ich mich nicht mehr, wie oft mich mein Großvater in die Holló-Straße mitnahm, zweimal, dreimal, öfter wahrscheinlich nicht. Schon das Wort überraschte mich, Holló, Rabe, die Straße war eine Überraschung, so viel ist sicher. Sie war mindestens ein Jahrhundert lang die Straße der Goldschmiede gewesen. Vorher hatte ich nicht gewusst, dass der Holló ein großer Vogel ist, mein Großvater erklärte es mir in seiner Werkstatt, ganz leise, er ahmte ihn nach, knarrte und krächzte, mimte ihn mit den Händen, erzählte von seinem schwarzen, glänzenden Gefieder, vielleicht deswegen war die Straße für mich jahrzehntelang dunkel, so hüpfte er, auf dem Wappen des Königs Mátyás hält er einen Ring im Schnabel. Wir zeichneten ihn. Wir zeichneten seinen goldenen Ring. Wir zeichneten das Wappen des gerechten Königs Mátyás. Ich verstand nicht, was das heißt, gerechter König. Ich verstand überhaupt nur wenig. In der Werkstatt war es still, auch ich musste still sein. Nicht einmal flüstern. Wenn sie unbedingt etwas sagen mussten, sprachen sie gedämpft, drosselten das Volumen. So machten sie deutlich, dass sie nicht etwa voreinander etwas verschweigen, sondern zuvorkommend sein wollten. Ich nehme an, dass sie wegen der Wertsachen, die hier in Arbeit waren, keine Geheimnisse voreinander haben durften, dass alles vor den Augen und in Hörweite des anderen geschehen musste. Bestimmt war mangelndes Vertrauen ihr Schreckgespenst. Oder das unbegründete Vertrauen. Lautes Reden hätte das nicht ersetzt, sie mussten ja auf jede Bewegung achten. Kein lautes Wort durfte das Instrument in ihrer Hand verrutschen lassen. Sie arbeiteten zu

viert, der Meister und seine drei Gehilfen, jeder über seinen Tisch gebeugt, alles Männer, nur die nadelspitzen Flammen zischten in der Stille. Die Werkstatt ging auf den Hof. Von dort drangen nur die stärkeren Töne herein. Teppichklopfen. Oder der Hauswart spritzte mit einem Schlauch den Hof ab, überschwemmte ihn geradezu, auf dem Gang im ersten Stock und im hinteren Treppenhaus jagten sich Kinder, eine Tür schlug zu, ein Fenster ging auf.

Mein Großvater flickte oder stellte winzige Gegenstände her, wohl die Bestandteile von Schmuck, abgebrochene Nadeln, Schnallen, kaputte Fassungen. Großvater arbeitete mit Schmuckstücken. Er weitete Ringe oder machte sie enger, er ersetzte die verlorenen oder herausgefallenen Edelsteine von Halsschmuck. Auch das war ein großes Wort, neue Wörter aus der Werkstatt; Schmuckstein, Fassung, Halsschmuck, Edelstein und vor allem Halbedelstein. Halbwahrheit. Zu Hause hörte ich das oft, Halbwahrheit, sie fuhren auch gleich mit ihrer Missbilligung auf diese Halbwahrheiten nieder. Und noch jahrzehntelang verstand ich nicht, was für eine Hälfte mit dem Wort gemeint war. Das da ist ein Edelstein, Diamant. Brillant. Ja, man sagt auch so, aber wir sagen nicht so. Großvater sagte trotzdem einmal Diamant, einmal Brillant. Er wird es ja wissen, er arbeitet damit. Das hingegen sind Halbedelsteine. Sie lagen in einer langen, mit Samt ausgeschlagenen Schatulle, wurden mit der Pinzette herausgeholt. Sie sahen gar nicht aus, als wären sie nur zur Hälfte echt und ihre andere Hälfte wäre falsch. Nicht die Hälfte ist wahr. Was aber nicht das Gleiche war wie Halbwahrheit. Sie sagten auch, die volle Wahrheit, auch das verstand ich nicht. Das war ein langes Wort, Halbedelstein, schön gegliedert durch die Vokale. Und dann die Fassung. Das klang für mich flach, war ein Flachwort. Seltsam war auch und erfüllte mich mit einem gewissen Misstrauen, dass nur die sichtbare Hälfte des Steins bearbeitet wurde, geschliffen oder poliert. Deswegen Halbedelstein.

Der Stein wurde flach ins Wort eingepasst. Zuweilen stand einer auf, spazierte mit einem kleinen Tablett und so einem ganz kleinen Gegenstand darauf zu einem anderen hin, zeigte ihn ihm, der schaute ihn sich an oder legte ihn sich in die Hand, hob ihn vor die Lupe, die in sein Auge geklemmt war. Da konnten sie ganz sicher deutlich sehen, was an dem Stein edel und wo seine falsche Hälfte war. Auch darüber sprachen sie nicht viel, sie berieten sich stumm, verstanden sich mit kaum merklichen Bewegungen, einem Nicken, einzelnen Silben. Aber seltsamerweise erinnere ich mich nicht an diese Gehilfen, nur an ihre Plätze, an ihre Gesichter nicht, auch nicht an ihre Gestalt, nicht an ihr Alter. Ich erinnere mich an ihren physischen Ort in der Werkstatt beziehungsweise an die Lichtverhältnisse. In dem geräumigen Lokal war es ziemlich hell, die Fenster waren hoch, aber nur die oberen Scheiben durchsichtig, die anderen waren sogenanntes Mattglas, die Fensterlaibungen tief und bis zur Decke reichend; die riesigen Läden ließen sich aus der Laibung herausfälteln und bei zu direktem Sonneneinfall schließen, woraus ich folgere, dass es sich um ein dickwandiges klassizistisches Gebäude gehandelt haben muss.

Und so, auf den Spuren meiner Erinnerung, habe ich es denn auch gefunden. Es ist im zurückhaltenden, unerbittlich symmetrischen, klassizistischen Kasernenstil gebaut, wie er für die Pester Innenstadt typisch ist. Das ist die älteste Schicht der Pester Architektur, womit auch gesagt ist, dass Pest zu den neueren Städten gehört und sich schon deswegen vom alten, gotischen und barocken Buda absetzt. Meine eigentliche Geburtsstadt ist Pest.

Auf Drehgestellen brannten starke Glühbirnen unter Vergrößerungsgläsern, weniger über den Tischen als über den bearbeiteten Gegenständen, alle hatten dem natürlichen Licht den Rücken zugewandt. Mein Großvater arbeitete mit kleinen Instrumenten, kleinen Feilen, kleinen Messingwaagen, die von einer Glasglocke abgedeckt waren, da-

mit nicht einmal der Staub auf ihren Tellern liegen blieb, diese Waagen standen an verschiedenen Punkten der Werkstatt, er arbeitete mit kleinen Pinzetten, kleinen Sägen, kleinen Schraubstöcken, kleinen Polierern, winzigen Tongefäßen, Gussformen, Tiegeln, verschiedenen großen Stielgefäßen, in denen er vom Kamin, der in der Tiefe der Werkstatt glühte, das geschmolzene Blei brachte, das Zink, die Edelmetalle, vielleicht auch Gold, ich weiß nicht, er arbeitete mit Zangen, einer ganzen Serie von Sticheln, er vernickelte, er machte mit Hilfe von Klemmen mit Holzgriff über der scharf zischenden Flamme Silberfäden und Goldfäden geschmeidig; er war Goldschmied. Damals gab es auch noch Silberschmiede, die stellten Geschirr her, Tafteller, die innen dann noch vergoldet wurden, Tabaksdosen, Saucenschüsseln, vollständige Besteckservices mitsamt dem ganzen Tischzubehör, wie man sich damals ausdrückte, und zu einem herrschaftlichen Haus gehörten in der Tat eine Menge Dinge, Kerzenhalter, Serviettenringe, Tablettts und ausgeklügelte Servierzangen, Tortenschaufeln, Bratengabeln, Etageren fürs Obst, Kannen, Salzbehälter, innen aus geschliffenem Kristall, einer fürs gewöhnliche Salz, ein anderer fürs Riechsalz, verschieden geformte Körbe aus Silbergeflecht für Brot und Backwaren, Aschenbecher, Löschhütchen und was der Dinge mehr waren. Mein Großvater, denke ich, lächelte vor sich hin, weil er an der Feinarbeit seine Freude hatte und auch, um die Anspannung der dauernden Konzentration zu lockern. Oder ich weiß nicht, aus welchen anderen Gründen, von welchen Gefühlen geleitet, er sich durch sein ganzes versunkenes Goldschmiedeleben hindurchlächelte.

In der ganzen Stadt, im ganzen Land, im ganzen kaiserlich-königlichen Reich war es so Sitte. Fürs Sonntagessen gab das Mittagsläuten das Zeichen. Die Suppe hatte heiß zu sein, zu dampfen. Den Usancen gemäß durfte der Hausherr nicht tolerieren, dass die Hausfrau die Sup-

pe lauwarm auftrug. Bei meinen Großeltern mütterlicherseits wurde das Essen aufgetragen, bei den Großeltern väterlicherseits wurde es serviert. Es ist serviert. *Zu Tisch.* Wenn sie etwas in einer fremden Sprache sagten, erhielt es einen scherzhaften oder ironischen Klang. *À table.* Die Suppe meiner Großmutter dampfte, sie war heiß, wo aber war die von ihren Kronländern gezierte Doppelmonarchie mit den fremden Wörtern und den dazugehörigen rangmäßigen und sprachlichen Unterschieden. Verpufft. Die Hausherren hatten zwei Weltkriege verloren, waren in zwei Weltkriegen gefallen. Es gab keinen Menschen in der Stadt, der nicht jemanden oder etwas verloren hätte. Zur Zeit unserer Sonntagsessen stand die Stadt ausgeweidet, in sich zusammengesackt, in Trümmern um uns herum, sie rang mit ihren Lücken und Verlusten. Einmal krachte ein stark beschädigtes Haus mit allen seinen Stockwerken unter Getöse zusammen, irgendwo in der Nähe des Stadtwäldchens, ich erinnere mich an das Bild, an das typische, endlose Getöse des Einsturzes und, ja, an den Geruch, während mein Großvater und ich dahinspazierten, vielleicht auf der István-Straße, es war Friede, es war Sonntag, am Ende des Einsturzes war immer ein Klirren zu hören, die Menschen rannten kreischend aus den Häusern, und wir standen einfach da, vielleicht wollten wir ins Stadtwäldchen, doch dann sahen wir wegen des vielen Staubs auf der anderen Straßenseite nichts mehr. Vor dem Staub war da immer zuerst der Geruch des Einsturzes. Ich wusste das, alle, die in der Stadt die Belagerung mitgemacht haben, wissen das. Alle husteten, alle rannten davon. Am nächsten Tag kam es in der Zeitung. Am Samstag faltete die Großmutter die Zeitung auseinander, die *Népszava*, *Volksstimme*, sie zeigte darauf, hier steht's, ich sag's doch, es ist darin gekommen. So hieß das im Budapester Jargon. Handelte es sich um die Namen von Personen, wurden sie hineingenommen oder aufgenommen. Ich lebte lange in der Überzeugung, dass

das immer so sein würde, jederzeit so sein konnte, Häuser stürzen ein, sie kommen als Nachricht in der Zeitung, kommen darin. Das ist die Ordnung der Dinge. Komm ja nicht in der Zeitung, Gott behüte. So geht es in der Welt um uns herum zu. Jetzt ist doch der Elemér in der Zeitung gekommen. Die Stümpfe der gesprengten Brücken ragen aus der Donau heraus. So ist mein Leben. Ich sehe sie als gestutzte Flügel eines gezausten Vogels, die kaputten Brücken auf dem damals entstandenen Foto, wobei ich damals weder an Vögel noch an gestutzte Flügel dachte. Ich dachte nicht an Vernichtung, sie war einfach die unmissverständliche Form der Existenz. Wie könnte eine Brücke anders sein. Das ist das Schicksal der Brücken. Das konnte man nicht so oder anders verstehen. Es gibt die, die sie sprengen, es gibt die, die sie bauen, das hatte ich begriffen, nach der Belagerung wurde ja die neue Brücke vor meiner Nase gebaut. Der eine Steinlöwe der Kettenbrücke lag noch jahrelang auf dem unteren Kai, auf den Trümmern des Brückenzollhauses und seines eigenen Postaments. Die Brückenzollhäuser wurden später nicht überall wieder aufgebaut, weder auf der Kettenbrücke noch auf der Margaretenbrücke, es war ja schon nach den Ersten Weltkrieg kein Zoll mehr erhoben worden.

Um nach Buda hinüberzugelangen, bauten die Pioniere der russischen Armee zuerst eine Pfahlbrücke, aber die wurde bald vom Eisgang mitgerissen. Noch im Frühling desselben Jahrs wurde unter endlosem Gedröhne eine Pontonbrücke gebaut, auf der gelangte man auf die Margareteninsel, über sie dann durch Matsch, Schlamm, Pfützen, durch alles, was die vor einem Gehenden zertrampelten, über zugefrorene Bombenkrater, am eingestürzten Zierbrunnen und an verstümmelt sterbenden Bäumen vorbei zum schmaleren Donau-Arm, dann über eine zweite Pontonbrücke nach Buda hinüber. Wenn es eine unendliche Ödnis gibt, dann war und bleibt für mich dieses kurze Wegstück das Unendliche und das Öde. In meiner Erinnerung

heben sie mich nur selten auf den Arm. Das ist aber unwahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist, dass das Gehen zu etwas allumfassend Natürlichem wurde. Alle marschierten, alle gingen. In meiner Erinnerung marschiere und marschiere ich, ohne Ende. Bestimmt hob mich meine Mutter auf den Arm, bestimmt ließ mich mein Vater auf den Schultern reiten, schon um nicht im Schneckentempo voranzukommen. Wir hatten zwar zwei Kinderwagen, den großen Wagen mit seinem Rollladen und meinen offenen Sportwagen, ich war auch stolz darauf, dass wir zwei hatten, keine Ahnung, warum, vielleicht sagten sie, ich solle stolz sein, andere haben nicht einmal einen, die armen Prolokinder, ich hingegen habe gleich zwei, aber auf dem wechsellvollen Kriegsterrain waren die eher nur für Warentransporte geeignet.

Um die Atmosphäre der Zeit fühlbar zu machen, wie meine Tante Magda zehn Jahre später, im Februar 1955, schrieb, auf Aufforderung der Redakteurin der *Irodalmi Újság, Literaturzeitung*, und wie ich es aus ihrem datiert erhaltenen Manuskript zitiere, um zu zeigen, wie ein Erwachsener aus unserer Familie dieses allumfassende Gehen erlebte.

Wir gingen und gingen.

Wo hätten sie mich denn lassen sollen, bei wem, sie nahmen mich schon in den ersten Tagen nach der Belagerung mit, und überhaupt, alle waren auf der Straße, endlich, endlich, man konnte aus den Kellern heraufkommen, alle gingen, alle schlepten etwas.

Die Atmosphäre der Zeit, sagte ich vor mich hin, aber liebe Sarolta, wir konnten doch damals nicht die Atmosphäre aufnehmen, sondern mussten schauen, wo wir hintraten, während wir von der einen gerade entstehenden Frauengruppe zur anderen eilten, schreibt meine Tante, ich habe aber nie herausgefunden, wer diese Sarolta gewesen sein mag, vielleicht die Dichterin Sarolta Lányi, vielleicht hatte die sie zum Schreiben aufgefordert. Selbstverständ-

lich gingen wir, mangels eines jeglichen Verkehrsmittels, zu Fuß. Man musste strikt vor sich auf den Boden schauen, um nicht unglücklich auf eine nicht explodierte Mine zu treten, um nicht in der Tiefe eines Bombenkraters zu verschwinden, um nicht über eine Leiche zu stolpern, über einen Tierkadaver oder auch über ein Klavier, ein aus einem Schießstand herausgekipptes Maschinengewehr, über eingestürzte Hauswände, über fremde Gegenstände, schreibt meine Tante, über nicht hierher passende Dinge, wie sie die einstigen Straßen der Trümmerstadt in dicker Schicht bedeckten und versperrten. Die tödliche Gefahr lauerte nicht nur unter unseren Füßen. Wir mussten verzweifelten Müttern, unterernährten Säuglingen, verlassenen Kindern beistehen. So war die Zeit, so ihre Atmosphäre, in die noch Schüsse platzten. Deutsche Einheiten hielten von Buda aus Pest unter Geschützfeuer, aber auch aus den Häusern von Pest wurde noch da und dort geschossen.

Die sowjetische Artillerie antwortete. Kamen wir den sowjetischen Stellungen zu nahe, begannen die Soldaten wütend zu schreien, was diese Weiber hier wollten.

Ich musste marschieren, die Hindernisse überwinden, mit ihnen nach Möglichkeit Schritt halten. Auch ich schaute vor mich auf den Boden, anderswohin konnte man nicht schauen, ich musste den Trümmerhaufen ausweichen. Meine Tante erinnerte sich vielleicht anders daran, aber in den Familienaufzeichnungen kann man nachlesen, dass unser erster Weg zum Tisza-Kálmán-Platz führte, sie und auch mich, und tatsächlich wurde Pest da noch von Buda aus beschossen. Meine Eltern hatten erfahren, dass der Sitz des Volksbundes auf dem Tisza-Kálmán-Platz von der Ungarischen Kommunistischen Partei besetzt worden war, wie und von wem sie es erfahren hatten, weiß ich nicht, sie versammeln sich dort, ihre seit einem Vierteljahrhundert illegale Partei wird sich dort legal neu formieren. Die Gruppe, in der wir marschierten, wurde immer größer. Aus der Damja-

nich-Straße kam Tante Magda mit uns, in ihrem Kaschmir-turban, um die Schultern den unverzichtbaren Silberfuchs, und mein Onkel Pali kam, er in seinem pelzbesetzten Mantel und mit Fellmütze. Auf diesem Marsch saß ich auch auf seinen Schultern. Ich saß auch auf den Schultern von Lombos, die Lombos schlossen sich uns in der Rottenbiller-Straße an, ich saß auch auf den Schultern von Kerekes, dem bestaussehenden Mann unter ihnen, einem berühmten Arbeitersport-Geräteturner, der mir sehr imponierte, ein bisschen hinkte er, ich holperte auf seinen Schultern im Takt seiner Schritte mit. In meinen Träumen kehrt die Trümmerstadt häufig wieder, aber aufgrund der Träume konnte ich heute ihre Muster und Schauplätze nicht mehr benennen. Da ist zum Beispiel eine Újpester Gegend in meinem Kopf, ich habe mehrmals versucht, sie in Újpest, Neupest, wiederzufinden, aber dort gibt es nichts dergleichen, nicht einmal etwas Ähnliches. Es sind Traumorte, wie sie in meinem Bewusstsein aus der Erfahrung der Trümmerstadt entstanden sind. Daraus oder aus einem existierenden Wort entsteht der Ort, oder ein wirklicher Ort ist die Erklärung für ein unverständliches Wort. Müdigkeit spürte ich erst, wenn es vorbei war. Wir waren da. Wir waren dort. Wir waren angekommen. Jedes Mal war es plötzlich vorbei. Ich schlief in der Wärme übergangslos ein, manchmal im Stehen. Manchmal im Gehen. Richtig schön wurde das Einschlafen dadurch, dass sie es guthießen. Heute noch schlafe ich sofort ein. Von ihrer Freude umhüllt, kehrte ich in eine ätherische Ruhe zurück; der Traum belohnt den Körper für seine Müdigkeit, ergreift ihn, trägt ihn, nimmt ihn in Besitz und gibt ihm einen Schubs, um ihn mitsamt seinem Selbstgefühl in den schützenden Mutterschoß zurückgleiten zu lassen. Manchmal wachte ich auf der Fensterbank eines halb zerstörten, mit Brettern vernagelten Kaffeehauses auf, in der Tiefe dunkler kleiner Konditoreien, auf einem von Tabakrauch stinkenden Plüschkanapee, ein süßes

Erwachen, ich wusste nicht, wie wir hierhergeraten waren und wo wir uns befanden in diesem großen Gesumme, unter so vielen lachenden und lebhaft gestikulierenden Frauen, sie gingen ja tatsächlich ihre Frauengruppen organisieren, und von da an gibt es in meiner Erinnerung nur lauter Frauen, während die rote Glut eines bauchigen Koks-ofens durch gewölbte Marienglasscheiben hindurchschimmert und mir ins Gesicht leuchtet, in dieser Wiedergeburt des Alltags nach der Belagerung.

Die Pfahlbrücke war die schönere gewesen, die, die vom Eisgang bald mitgerissen wurde. Überhaupt gefielen mir die Wörter, auf die wir stießen, der Eisgang tost, Zierbrunnen, der Eisgang machte wirklich einen tosenden Lärm, Fliegerangriff, Halsschmuck, Halbedelstein, Bombenkra-ter, Fassung, Pfahlbrücke. Mein Vater stand am Geländer des oberen Kais im kältefunkelnden Sonnenschein und erklärte ins scharfe Knirschen und Dröhnen der Eisschollen hinein, was geschieht, wenn der Fluss vereist oder wenn gesprengt wird, um das Eis endlich in Gang zu bringen, woher die Möwen kommen, anhand deren Bewegungen wir die Strömung beobachteten, wieso man in der Kälte den eigenen Atem sieht, was Temperatur ist, was Temperaturunterschiede mit dem Dunstgehalt der Luft tun, was Wasserdampf ist, wie ein Ponton entsteht, warum er obenauf schwimmt und warum unser Körper untergeht. Also, was heißt spezifisches Gewicht, was richtet der Unterschied zwischend den spezifischen Gewichten in der gravitationsgeplagten Welt an. Was heißt Volumen, was ist der Zusammenhang zwischen Gravitation und physikalischer Kraft, was ist das Geheimnis schwimmender Körper, welches sind die beiden Voraussetzungen, damit etwas über Wasser bleibt, und so weiter.

Für diese Erklärungen hatte er einen besonders leisen, einschmeichelnden Ton, der aber dem geistigen Niveau eines Drei- oder Vierjährigen bei weitem nicht angepasst war.

Höchstens, dass er seine Mitteilungen skandierte, verlangsamte, gewissermaßen in verständliche Abschnitte aufteilte. Noch heute höre ich diese in eine höhere Tonlage gehobene und deswegen etwas unangenehme Stimme. Jahrzehnte später hörte ich vom Theaterkritiker Péter Molnár Gál zum ersten Mal den Ausdruck, jemand habe seine Stimme nicht am richtigen Ort. Der Sprechlehrer müsse die Stimme dieses Jemands in Ordnung bringen. Die Intonation der Erklärungen meines Vaters, jener meinem langsamen Auffassungsvermögen angepasste Satzrhythmus, hinterließ bei mir ein physisches Gefühl. Seine Stimme war nicht an ihrem Ort, wenn er dozierte. Zu der Zeit herrschten modern angehauchte Vorstellungen von Pädagogie, inspiriert von Imre Hermann und Emmi Pikler, denen gemäß man einem Kind alles so oft wie nötig erklären muss. Nie von oben herab, nie überheblich, aber auch ohne das intellektuelle Niveau hinunterzuschrauben. Es ist kein Idiot, kein Behinderter, dem wir etwas erklären, sondern ein Kind. Dass es das Phänomen oder den Vorgang in vollem Umfang oder in seiner ganzen Tiefe versteht, ist nicht so wichtig, wenn es sie nicht versteht, dann eben nicht, es wird sie irgendwann schon verstehen, oder nie verstehen, vielleicht missverstehen, das ist ganz gleichgültig, auch wir verstehen es ja nicht oder kaum, viel wichtiger ist das Vertrauen, das es uns und vor allem dem Wissen entgegenbringt. Die Erklärung muss korrekt sein. Selbst wenn sie über den Verstand des Kindes gehen, sollen die Kausalzusammenhänge transparent werden. Die Erklärung soll auf sicherem methodologischem Boden stehen. Wer was wann wo. Diese Fragenliste sagten sie auch auf, einfach so, separat, ohne Zusammenhang, und sie lachten dazu, es musste ein Privatwitz sein, und es war nicht das Einzige, das ich auswendig lernen musste; derselben rigorosen, ironisch verknüpften Reihenfolge begegnete ich Jahrzehnte später in der Journalistenschule, als der alte Redakteur des *Esti*

Hírlap, Abendnachrichten, Aladár Ritter, er war schon vor der Belagerung Redakteur der *Est-Blätter, Abendblätter*, gewesen, vor der Belagerung, nach der Belagerung, das war die Zeitengrenze, die notwendigen und unverzichtbaren Elemente einer Nachricht oder eines Berichts erklärte und dabei außer sich geriet. Wer in einem Bericht diese Fragen, wer, was, wann, wo, nicht beantwortet, wer auch nur eine einzige weglässt, der kann bei mir den Hut nehmen, der ist für mich ein Dilettant, eine Null, ein Niemand, der soll über gar nichts berichten, der soll sich eine andere Beschäftigung suchen, bei einer Zeitung hat er nichts verloren.

Offen zugeben, wenn man etwas nicht weiß. Und wie viel gibt es doch, das man nicht weiß. Auch von den dem Wissen zugänglichen Dingen weiß man kaum etwas. Das gehörte auch zu Vaters Prinzipien. Und wahrscheinlich merkte er nicht, dass er, im Bann der modernen Vorstellungen, seine Stimme von ihrem Ort hob.

Die Entwicklung meines Bruders Pali verfolgten sie mit Hilfe eines Tagebuchs, eines großformatigen Hefts mit karierten Seiten, sie widmeten seinen Bewegungen eine besondere Aufmerksamkeit, ließen ihn ohne Windeln frei strampeln, woraus ich nachträglich ersah, dass sie im Namen der modernen Vorstellungen auch schon mit mir so verfahren waren. Ja, sie waren Anhänger von Emmi Piklers Methoden der Säuglingsbetreuung. Überhaupt waren die Namen Pikler und Popper in der Familie in verschiedenen Zusammenhängen präsent, und es wurden auch noch weitere Piklers und Poppers erwähnt. Nicht nur Emmi, die unter dem Namen Emilie Madeleine Reich in Wien das Licht der Welt erblickt, Medizin studiert und auf der Universität einen ungarischen Mathematikstudenten kennengelernt hatte, ihren nachmaligen Ehemann György Pikler, Sohn eines georgistischen Soziologen und Galileisten, an der Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhun-

dert, in den unendlich fernen Zeiten vor der Belagerung, ein angesehenes Mitglied des Galilei-Kreises, der hochbedeutenden Budapester intellektuellen Vereinigung, dazu einer der gründlichsten theoretischen Vorbereiter der damals schon seit hundert Jahren brennend nötigen ungarischen Bodenreform, auch wenn von dem, was er in seiner Eigenschaft als hochangesehene Kapazität geplant hatte, gar nichts realisiert wurde.

Wenn sie etwas nicht wussten, antworteten beide, meine Mutter wie mein Vater, der agnostizistisch-modernistischen Manier entsprechend, ich werde dem nachgehen, es nachsehen, nachschlagen, es gab ja für alles eine rationale Erklärung, nur ja nicht ans Göttliche hinanreichen. Höchstens meine zum Nihilismus neigende Mutter sagte etwa, sie habe nicht die leiseste Ahnung, sie habe keinen bloßen Dunst, so sagte sie es. Beide Ausdrücke waren spielerisch, reine Stilübungen. Sie hätte auch blassen Dunst sagen können, aber sie sagte bloßen. Bei diesen ihren abweichenden sprachlichen Gesten spitzte ich immer die Ohren. Hier gab es also irgendwie ein Geheimnis. Oder sie beschimpfte mich zum Spaß, auch eine Gewohnheit von ihr, rief, sie sei doch kein Orakel. Es bedeutete, dass niemand allwissend ist, höchstens ein Budenzauberer. Ich werde dann das einschlägige Wissen suchen, werde es im großen weisen Lexikon nachschlagen, und das bedeutete, dass ausschließlich das Wissen zählte, die sachbezogene Bildung. Irgendwelchen Gerüchten, Vermutungen, Aberglauben gehen wir nicht auf den Leim. Oder sie sagte, ach, ich bitte dich, lassen wir das jetzt, lass mich in Ruhe mit deiner Fragerei, sei so gut. Wir haben nicht für alle Fragen Zeit. Alles können auch wir nicht wissen. Ich bin kein weiser Baba, du kannst ihn dann in Konstantinopel fragen. Konstantinopel wurde zur Stadt der Wunder, dort sagte einem der Baba alles. Nur wusste ich nicht, was ein Baba war und was er mit dem Baba au rhum zu tun hatte. Deine Frage läuft nicht da-

von, keine Angst, und wenn doch und sie dir morgen nicht mehr einfällt, dann war sie auch nicht mehr wert. Nichts war sie wert. Die ironische, selbstironische, skeptische, nihilistische Spitze dieser Verlautbarungen, Aufforderungen und Versprechen keilte sich in mir fest. Ich akzeptierte sie, weil ein Menschenkind von seiner Mutter ja so gut wie alles akzeptiert, aber ich war dagegen. Alle die Relativierungen, Wortblüten, Übertreibungen, Wortspiele, Spiele mit dem Tonfall, nie aber ging sie den Dingen und Menschen nach. Das nahm ich ihr übel. Bei ihr lief die Frage weg wie ein Häschen. Auch das Häschen war nur ein Scherz. So viel Nonchalance und ironische Distanz dem Wissen gegenüber erlaubte sich mein Vater nie. Im Gegenteil, er nahm sein sokratisches Nichtwissen sehr persönlich. Er war betroffen, ach je, auch das weiß ich nicht. Habe noch gar nie darüber nachgedacht, obwohl es doch eine verzwickte Frage ist. Er machte sich kundig, schlug tatsächlich nach und kam dann mit der ergänzenden oder berichtigenden Erläuterung. Und freute sich, dass wir es dank meiner Neugier von nun an wissen würden. Er wollte einen Agnostiker aus mir schnitzen, so wie mich meine Mutter als Skeptiker haben wollte, aber diesen Experimenten widerstand ich von früh auf. Gestern war es mir entfallen, aber heute habe ich nachgeschaut. Ich muss zugeben, ich habe mich geirrt, es war ein Irrtum. Gestern habe ich dir leider etwas Falsches gesagt, inzwischen habe ich aber nachgeschaut. Solche und ähnliche höfliche Formulierungen freuten mich besonders. Dass mir zusätzlich zu allem auch noch das zusteht, die Zuvorkommenheit meines Vaters, seine Gründlichkeit, seine intellektuelle Ehrlichkeit. Mit seinem methodischen Vorgehen verlieh er meiner animalischen Neugier gewissermaßen Festigkeit und Bestand, hob sie in eine höhere Klasse, trieb sie unbewusst in Richtung der Gnosis. Meine Mutter unterband meine Neugier eher und zwang sie in einen pragmatischen Rahmen. Man kann nicht ständig fragen und for-

schen, zwischendurch müssen wir uns ja auch mit anderen Dingen befassen, lieber etwas tun als dauernd sinnieren, zu Mittag essen, zu Abend essen, in den Laden gehen.

Später bereitete mir mein Vater mit seinen zuvorkommenden Sätzen viele Probleme. Das Eingeständnis seines Unwissens und seiner Irrtümer verringerte mein Vertrauen ins Wissen nicht, im Gegenteil, es wurde dadurch gestärkt. Ich folgte ihm. Mein Vertrauen ging eine Zeitlang sozusagen übers Notwendige hinaus. Es wurde mir, um ein schlichtes, aber ein Leben lang wirksames Beispiel zu nennen, ungefähr mit zehn Jahren bewusst, dass er Kommunist war, und dass ich es demzufolge auch war, da er es ja war, das schloss ich aus seinen Worten, oder dass ich es später sein würde, dass ich Kommunist werden musste. Ich bin ein Junge und werde ein Mann wie er. Obwohl ich da schon mehr als nur einen Einwand gegen ihren Kommunismus hatte. Ich bemühte mich, noch andere Muster zu haben als nur das, was sie taten. Kein Affe zu sein, nicht alles nachzuahmen, nur damit ich ein braver Junge wäre. Vom Zeitpunkt dieser Erkenntnis an tat ich mich ungefähr drei Jahre lang mit der Last der Sohnespflicht schwer. Ich dachte über den kommunistischen Menschen nach und was ich tun müsste, um so einer zu werden. Die Kommunisten hatten meinen Großvater Tauber zurückgewiesen, mein Großvater Nádas wiederum wies den Kommunismus zurück, auch das verstand ich nicht. Das spezifische Gewicht und die sich daraus ergebenden physikalischen Unterschiede hatte ich dank den Erläuterungen meines Vaters bereits einmal verstanden, und so brauchte ich in der Schule nur darauf zurückzugreifen, um es wieder einigermaßen zu verstehen, bevor ich es dann wieder vergaß. Aha. Das hatte ich ja schon einmal begriffen. Da und da, in dieser oder jener Situation, denn zusammen mit der Sache kam mir natürlich auch das Wie und Wo wieder in den Sinn. Allerdings verstehe ich jetzt nicht, was ich damals zu verstehen glaub-

te. Die Situation, die Modalität der Erklärung waren verändert, und ich begriff wieder nichts. Ich verstand auch nicht, wie ich Kommunist werden könnte, wenn ich ja bereits einer war. Eine Frau konnte ich nicht werden. Seither forsche ich der Struktur des Verstandes nach, seinem morphologischen Flechtwerk, das ihm erlaubt, einen Stoff intelligibel zu machen, während er nur die Dinge endgültig speichert, deren Sinn und inneren Zusammenhang er intuitiv schon erfasst hat. Als ich mit den Jahren dank oder trotz allem früheren Wissen allmählich doch zu kapieren begann, was spezifisches Gewicht oder Kommunismus sind, unter vielem anderen, da wollte ich auch sehen, wie viele Anläufe ich je nach Lebenslage nehmen musste, bis ich eine Sache verstand. Viele. Unzählige. Einen einzigen. Und noch mehr Zeit verging, bis mir aufgrund scheinbar nebensächlicher Zeichen klarwurde, dass es nicht nur mir so ergeht, sondern auch anderen, was auch wieder ein Licht wirft auf die Mechanismen des menschlichen Wissens. Die Stationen des Begreifens, die Wiederholungen, die verschiedenen Grade des Verstehens und des Unverständnisses waren mit den Bildern ganz konkreter Situationen verknüpft. Der Verstand hält längst nicht nur die reine Information fest, nicht einmal im Fall von Winzigkeiten. Zu meinem Lexikon gehört ein Bildband. Der Name der Möwe ist verbunden mit dem dick verschneiten Neupester Kai im funkelnden Vormittagslicht, im Hintergrund die Stümpfe der im Eis eingefrorenen, gesprengten Margaretenbrücke, des Vogels mit den gestutzten Flügeln. Möwe, das sind Möwen. Die ersten Grundbegriffe der Strömungsphysik sind dann schon mit dem Bild der wieder aufgebauten Brücke unterlegt, um genau zu sein, mit dem Geländer der Treppe, die auf die Insel hinunterführt, von wo aus man die Pfeiler und die Beschleunigung und das dramatische Anschwellen des sich brechenden Wassers gut sehen kann. Zu diesen Erinnerungsbildern gehört die Erklärung von Bewegung, Geschwindigkeit und

Kraft. Schauen wir hingegen zu dem vielleicht gerade bedeckten Himmel auf, kommen meinem Vater die über dem Fluss schwebende Möwe oder die Daunenfeder einer Möwe für die Erläuterung des spezifischen Gewichts gerade gelegen.

Er bückte sich, fasste mich bei der Hand, beugte sich noch näher, wir waren unterwegs, wir waren immer irgendwohin unterwegs, alle waren das. Während er den Gegenstand seiner Erklärung im Auge behielt, kommentierte er den Vorgang, etwa den Bau der Pontonbrücke, oder den Wiederaufbau der Margarettenbrücke. Umgeben von dem besonderen Geruch seiner Körperwärme, teilte er sein Wissen mit mir. Ich spreche es ungern aus, aber dieser Geruch befremdete mich. Gleichzeitig unternahm ich große Anstrengungen, diese Befremdung zu verdrängen, es war mir klar, dass sie mich in der Liebe behinderte, die ich für ihn empfinden sollte. Und die ich tatsächlich auch empfand. Es war eher eine sinnliche Freude, eine Anziehung, die ich für ihn empfand, und die verträgt den Ekel, zumindest muss sie sich nicht abwenden. Liebe ist etwas anderes, die Liebe will mit ihrem Objekt allein sein. Sie braucht angenehme Düfte. Ich kam nicht klar mit dieser ganzen Liebe. Sie erwähnten so viele ihrer Formen, in so verschiedenen, zuweilen bizarren Zusammenhängen, dass ich lange, gemessen an einem Menschenleben unmäßig lange, mindestens drei Jahrzehnte, die Bedeutung des Wortes nicht verstand, jedenfalls nicht so, wie es andere verstanden, Liebe. Das Wort Caisson, und wie und weswegen die Brückenbauer Caissons verwenden, wenn sie den Pfeiler im Flussbett aufstellen, und was der Caissonarbeiter macht und welchen Gefahren er ausgesetzt ist, auf welche Art er graduell an die Oberfläche gebracht wird, was der Blutdruck ist, was der Druckunterschied, wie man den inneren und den äußeren Druck ausgleichen kann, die Begriffe Ausgleichen und Druckmesser, das alles ist in meinem Kopf zusammen

mit dem Anblick der Bauarbeiten an der Margaretenbrücke und der hohlen Musik der Metalle gespeichert.

Mein Vater lehrte mich die Möwen füttern, warf in einem Bogen Brot in die Luft, Kügelchen, die seine Finger geknetet hatten. Von da an waren Kügelchen kein Brot mehr; das Wort hatte Form und Materie getrennt, die hoch oben segelnde, schaukelnde Möwe hingegen stürzte sich, begleitet vom Kreischen der anderen, aus ihrer unsichtbaren Luftströmung geschickt darauf. Anhand des Vogelkörpers konnten wir die Strömung orten, und mit seinen Flügelschlägen zeigte er uns bis zu einem gewissen Grad auch ihre Stärke. Wir lernten Stärke und Richtung der Strömung anhand von natürlichen Gegenständen abzuschätzen. Manchmal stürzte sich eine ganze Schar Möwen mit lautem Gekreische auf das Kügelchen. Nicht, dass es viel Sinn hat, aber ich kann ganz genau festmachen, wann sich diese Begriffe meiner Muttersprache in meinem Denken verankert haben. Die südliche Fahrbahn der Margaretenbrücke wurde am 16. November 1947 feierlich dem Verkehr übergeben, und das war der Tag, an dem sich diese Wörter in mir festsetzten. Mein Vater erteilte mir nach der Feier die erste Lektion in Strömungsphysik. Ich war fünf Jahre alt. Er musste in offizieller Funktion dabei sein, zu einem bestimmten Zeitpunkt, wir beeilten uns, er packte mich spaßeshalber unter den Arm, ich mochte das wahnsinnig gern, mochte, dass er mich einfach so unter den Arm packte. Jetzt, wo ich dem nachforsche, suche ich die entsprechenden Angaben, es interessiert mich, warum er bei dieser Brückeneinweihung dabei sein musste, und ich sehe, dass der Vizepräsident des Amts für Reparationen, György Szentpétery, ihn genau einen Monat zuvor, am 16. Oktober 1947, zum Amtsbeirat ernannt hatte. Seinem Metier entsprechend gehörten die mit Schwachstrom arbeitenden Sektoren, also das Fernmeldewesen, zu seinem Aufgabenbereich in dem von der Kriegsniederlage gezeichneten, vom Moskauer Waffen-

stillstandsabkommen und dem Pariser Friedensvertrag zu beträchtlichen Reparationszahlungen gezwungenen Land. Und dass der Friedensvertrag das bedeuten würde, wusste ich damals schon, nicht erst jetzt, mein Onkel Pali war für lange Monate zu den Friedensverhandlungen nach Paris gereist, er wohnte zusammen mit der ungarischen Delegation im Hôtel Claridge auf den Champs-Élysées und berichtete für seine Zeitung und auch für andere Blätter.

Endlich arbeite er wieder in seinem Fach, sagte mein Vater in jener Zeit mehr als einmal zufrieden. Was mir wohl deshalb auffiel, weil er sonst alle persönlichen Äußerungen vermied. Zuvor hatte er beim Elektrizitätswerk arbeiten müssen, mit Starkstrom. Er sprach nie von sich. Jahrzehntlang sprach er nie von sich, als habe er keine persönlichen Erlebnisse und könne also auch nichts Persönliches mitteilen. Diese Eigenschaft habe ich leider geerbt, ich versuche sie durch völlige Offenheit auszugleichen. Auch wenn die eher auf der Ebene der Phantasie und der Fiktion funktioniert. Wo immerhin die Möglichkeit gegeben ist, dass ich in meinem eigenen Satz nicht nur ich bin. Diese unsere gemeinsame Charaktereigenschaft nahm an seinem Lebensende dramatische Dimensionen an, bei ihm mochte sie auch eine teils professionelle, teils politische Deformation sein. Am Ende sprach er von nichts anderem mehr als von sich selbst. Er forderte Rechenschaft und klagte an. Mit den vielen Klagen und Selbstanklagen ließ er nicht erkennen, was für einen endgültigen Schritt dieses bis ins Innerste verhüllte Ich plante. Laut dem Dokument zu seiner Ernennung hatte er aber damals noch das Recht und die Pflicht, im Zusammenhang mit den Reparationslieferungen in sämtlichen auf ungarischem Boden befindlichen Fabriken, Werken, Unternehmen notfalls Inspektionen vorzunehmen. Dieses Recht beruhte auf Dekret 1500/1947 M. E.sz. Bei Nichtbefolgung konnte er, gestützt auf Paragraph 3 des genannten Dekrets, vorgehen. Das Recht auf Inspektion nahm er

sicher in Anspruch, gegen Obstruktion ging er in seiner radikalen Art ganz bestimmt vor. In jenem historischen Augenblick war das nicht kommunistischer Radikalismus, sondern radikales Staatsinteresse. Das am 20. Januar 1945 unterzeichnete Waffenstillstandsabkommen, dann der im Februar 1947 unterzeichnete Friedensvertrag banden die Reparationslieferungen an bestimmte Zeitpunkte und Verspätungszinsen. Im Sommer 1946 hatte zwar die sowjetische Regierung der ungarischen Regierung eine auf 6 Millionen Dollar aufgelaufene Zinsschuld erlassen, aber von dem Moment an begann sich diese wieder zu summieren. Verspätung und Zinsen waren ein ständiger Gegenstand ihrer Gespräche, und so musste ich die Begriffe Zins und Zinseszins sehr früh kennenlernen. Zinseszins ist für mich verbunden mit dem Laubengang im sechsten Stock des Hauses in der Pozsonyi-Straße, Pressburgerstraße, während ich das Wort begreife, schaue ich durch die offene Tür unserer Wohnung und sehe in den langen Flur hinein, an dessen Ende ich in einem Standspiegel die Hand meines neben mir stehenden Vaters sehe, wie sie seine Erklärungen unterstreicht. Ins Bild hinein, aus dem Bild heraus. In dieser Zeit holte ihn morgens manchmal ein Amtswagen vor dem Haus in der Pressburgerstraße ab und brachte ihn erst Tage später zurück, in seinem mit fremden Gerüchen durchtränkten Anzug. Es war schön, ihn vom sechsten Stock hinunterzubegleiten, zu sehen, wie er die Autotür zuzieht oder wie der Chauffeur sie von außen zumacht, zuzuschauen, wie ihn das Auto langsam wegbringt. Die Pressburgerstraße an einem Vorfrühlingsmorgen, an einem Sommermorgen, unter diesem Aspekt haben sich die vielen Abfahrten meines Vaters in mein Gedächtnis gebrannt. Ich freute mich, wenn er wegfuhr, ich wollte das Wegfahren beobachten. Nach der Belagerung waren es altmodische schwarze Wagen mit Trittbrett, Bugatti, Adler, Mercedes, aber etwas später erschienen auf Budapests Straßen gleichzeitig mit

den stets schwarzen, mit Weißwandreifen prunkenden Zimeks und Ziseks und Wolgas auch die bunten Amerikaner, malvenfarben und türkisblau, Straßenkreuzer hießen die, so wie Kriegsschiffe, eingeführt vom Botschaftspersonal, das mit seinen diversen Frauen umherkreuzte und in den Garagen der Botschaftsgebäude verschwand. Hielten sie irgendwo, entstand ein großer Auflauf aus Männern und Jungen. Die Männer kamen mir alle auf unangenehme Weise gleich vor. Es gab schon physiognomische Unterschiede, aber sie machten immer alles auf die gleiche Art, und ihr Benehmen und ihre Redeweise stießen mich ab. Nicht so die Frauen, bei ihnen war eher die Figur ausschlaggebend, und sie kleideten sich entsprechend oder sahen überhaupt entsprechend aus. Das überwältigte und erregte mich, wie alles, was sie mit sich taten.

Damals trugen die Männer noch Überzieher, jenen leichten Mantel im Frühling und im Frühherbst, der vor oder nach dem Wintermantel getragen wird. Es gab einen genauen Zeitplan, wann der eine mit dem anderen vertauscht werden durfte. Nie vor dem kalendermäßigen Frühling oder Herbst, in solchen Dingen gab es aus unerfindlichen Gründen keinen Pardon. Selbst angesichts solcher Regeln wahrten die Frauen aber ihre Individualität. Bei den Männern spürte ich etwas unangenehm Sklavisches, und dieser Eindruck hat mich nie verlassen. Ich war etwa zweiundzwanzig, als ich in einem plötzlich über uns hereinbrechenden warmen Frühling zum ersten Mal gegen diese strenge Regel aufbegehrte. Wieso soll ich im Wintermantel schwitzen, wenn es doch unvermittelt heiß geworden ist. Ich holte meinen Überzieher hervor, auch wenn dem Kalender nach der Frühling noch nicht gekommen war und alle Männer ihren Wintermantel trugen. Es kam vor, dass mein Vater so wütend nach Hause kam, dass er den Überzieher oder den Wintermantel gar nicht erst ablegte. Wahrscheinlich waren ihm die Regelwidrigkeiten über den Kopf gewachsen, sein

Wutanfall hatte nichts Persönliches oder Launenhaftes, es war eher ein rituelles Toben, jemand gefährdete eine Lieferung, jemand arbeitete auf eigene Rechnung, jemand betrog zu anderer Gunsten. Er brachte Geschenke mit, große Überraschungen, offenbar reiste er auch ins Ausland, denn zuweilen lieh er sich von Großvater Tauber einen seiner besseren Anzüge mit Weste aus, er kam mit Wundergegenständen nach Hause, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Bei diesen Verhandlungen ging es vor allem um die jeweiligen Quantitäten der Reparationslieferungen und um den Takt, in dem sie zu erfolgen hatten. Die Wünsche und Forderungen der Großmächte, ihre Bedürfnisse, waren nur die eine Hälfte des Problems. Die andere Hälfte betraf die Frage, was die Wirtschaft des Landes hergab. Es lag auch wieder nicht im Interesse der Großmächte, die ganze Industrie der Verlierernationen zu demontieren und abzutransportieren, dann hätten sie ja die Bewohner eines funktionsuntüchtigen Lands ernähren müssen. Die Verhandlungen mit den Verlierern bewegten sich im Rahmen des Vernünftigen, und als mein Vater das Amt übernahm, war das Land im Prinzip in der Lage, seinen dramatischen Reparationspflichten nachzukommen. Ungarns Fernmeldewesen war ab den zwanziger und dreißiger Jahren von amerikanischen und englischen Firmen, Elivest-Pritteg und Standard, auf den höchsten technischen Stand der Zeit gebracht worden. Mein Vater hatte bei beiden Firmen mehrere Jahre gearbeitet. Die Reparationszahlungen durften das Funktionieren des Fernmeldenetzes und die Voraussetzungen für seinen späteren Ausbau nicht in Mitleidenschaft ziehen. Taten sie auch nicht. Den Zustand des Fernmeldewesens, eigentlich ziemlich weitab meiner Interessen, habe ich rund ein halbes Jahrhundert lang sozusagen unbewusst mit Aufmerksamkeit beobachtet. Ich las die einschlägigen Nachrichten und Statistiken, als sei immer noch mein Vater dafür verantwortlich. Von einer dieser Verhandlungen, irgendwo aus

dem Ausland, brachte er mir Schlittschuhe mit Schlüssel mit, genau zur richtigen Zeit, an der Ecke der Sziget-Straße, Inselstraße, und der Pressburgerstraße war die Eisbahn aufgegangen, und wir hätten dort bis zehn Uhr abends zu schmetternder Musik Schlittschuh laufen können, wäre ich nicht zu klein gewesen und hätte nicht früh nach Hause gemusst. Aber zwischen den Tänzern, den gefährlich kreuz und quer Umhersausenden und denen, die auf dem äußeren Ring übers Eis galoppierten, fühlte ich mich gar nicht so klein. Große Mädchen tanzten mit mir.

Unterschrift. Stempel. Die Ausfertigung war noch am selben Tag vom stv. Dir. HiA, dem stellvertretenden Direktor des Hilfsamts, mit unleserlicher Unterschrift beglaubigt worden. Hilfsamt hieß die administrative Abteilung der Institution. Ausfertigung meinte das unterschrieben ausgehändigte Dokument oder Diplom. Der Tag der partiellen Brückeneinweihung, dieser Novembertag, war kühl und grau, der Winter war noch nicht gekommen, in der Luft lag noch etwas Herbstliches. Als wollte auch dieser Herbst kein Ende nehmen. Zehn Tage später legte mein Vater in Gegenwart des stellvertretenden Direktors Szentpétery sowie Frau Dr. Hazais in der Zentrale des Reparationsamts in der Rombach-Sebestyén-Straße den Amtseid ab. Die Schreibweise des Straßennamens schwankt zwischen Rombach und Rumbach. Heute wird er eher Rumbach geschrieben, im Budapest vor der Belagerung eher Rombach. Ich war mehrmals in dem Haus. In den hellen, sonnendurchfluteten Zimmern im fünften Stock, wo ein lebhaftes, weder der guten Laune noch eines zügigen Tempos entbehrendes Büroleben herrschte. Rombach oder Rumbach war in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Amtsarzt der Stadt Pest gewesen, er ließ eisenhaltige Bäder bauen, und aufgrund dieser lukrativen Einrichtungen hielten es die späteren Stadtväter für angemessen, eine Straße nach ihm zu benennen. Ich erinnere mich an ein großes Kommen und Ge-

hen, an den Kaffeeduft, an eine vollschlanke, grobknochige Frau, die dauernd den Stuhl unter sich wegstieß, um mit irgendwelchen Papieren irgendwohin zu eilen, während ich leicht beklommen auf dem Schreibmaschinentisch ein wenig zeichnete. Auch die Holló-Straße mit Großvaters Werkstatt war nicht weit von hier. Die Frau hatte mir Buntstifte gegeben, Schreibmaschinenpapier. Um genau zu sein, ich tat, als zeichnete ich sorglos dahin, aber unterdessen beobachtete ich die Frau und meinen fremd gewordenen Vater. Sie kamen sich gefährlich nahe, während sie über ein Papier gebeugt etwas besprachen. Ich schaute mir die Frau an, wie es wäre, sie als Mutter zu haben. Es war nicht auszumachen, ob sie sich übers Papier beugten, um etwas zu besprechen, oder ob sie etwas besprachen, um sich einander zuzubeugen. Ganz offenbar war sie die Sekretärin meines Vaters. Im Protokoll ist der Wortlaut des Eids festgehalten. Ich, László Nádas, schwöre auf Ehre und Gewissen, der ungarischen Republik und ihrer Verfassung treu zu dienen, die Gesetze Ungarns und ihre gesetzmäßigen Gebräuche sowie die Erlasse der Regierung zu befolgen, meinen Vorgesetzten zu gehorchen und meine Amtspflicht sorgfältig, gewissenhaft und mit Hinblick auf das Wohlergehen des Volks zu erfüllen. Unterschriften. Stempel.

Auf der Schreibmaschine fehlten offensichtlich die für die ungarische Rechtschreibung benötigten Buchstaben mit Akzent.

Aber ich kann mir nicht vorstellen, woher mein Vater bei seinen detaillierten Welterklärungen seine Sicherheit, Ruhe, Aufmerksamkeit, sein Vertrauen ins Wissen nahm. Ja, sicher, in der Familie war man sich einig, dass das Wissen auf einem höheren Podest steht als Gott. Kaum war die Front abgezogen, dozierte er schon. Als wäre gar nichts Besonderes geschehen, besser gesagt, es war vieles geschehen, das wir nicht werden vergessen können, beziehungsweise wir werden uns auch dann noch daran erinnern müssen,

wenn wir es erfolgreich verdrängt haben werden, und doch hat die Welt jenseits des Geschehenen und der Geschehnisse ein viel wichtigeres, in ihrem tiefsten Inneren ruhendes Strukturprinzip, das sich in Erklärungen erschließt, die ihrerseits im Wissen und im Forschen wurzeln, wozu wir hiermit, aus dem totalen Chaos der Weltvernichtung erwachend, hochfeierlich zurückkehren. Wir öffnen die Türen der Lagerhäuser und Schatzkammern eine um die andere, lassen sie einen Spaltbreit offen, damit der frische Luftzug alles durchweht. Vielleicht feierte er mit den Erklärungen seine eigene Rückkehr. Dass er in diesem schönen Schattenreich leben durfte, auf dieser nach Leichen stinkenden Oberfläche der zertrümmerten Welt. Die fünf, meine beiden Onkel, István und Endre, und ein befreundetes Ehepaar, Ferenc und Magda Róna, die bei Ruderpartien und Wochenendausflügen Duci genannt wurde, immer nur Duci, sodass ich ihren wirklichen Namen jetzt bei ihrer Tochter in Erfahrung bringen musste, sieben Jahrzehnte lang wäre mir nicht in den Sinn gekommen, dass sie auch einen anderen Namen haben könnte, Duci hieß sie, von Magda, Magduci; also, die fünf, geschmückt mit sämtlichen Symptomen von Skorbut, waren gerade erst aus dem illegal abgetrennten unteren Kellertrakt des Hauses Nummer 7 am Neupester Kai heraufgekrochen, und schon war mein Vater dabei, die Dinge zu erklären, so jedenfalls erinnere ich mich. Und ich hörte ihm fast ebenso leidenschaftlich zu. Es waren weniger die Erklärungen, auf die ich achtete, als vielmehr auf seine Präsenz, die Beschaffenheit seiner Präsenz, die Art, wie dieser seltsame Mann, der angeblich mein Vater war, Erklärungen von sich gab.

Aus Aufzeichnungen und Erinnerungen geht hervor, dass sie am 16. oder 17. Januar 1945 aus dem Keller ans Tageslicht geholt wurden. Dort unten hatten sie nicht mehr genau gewusst, was oben geschah. Vom zweiten Weihnachtstag an waren sie zusammen mit den Stimmen, die

aus der benachbarten Garage und dem benachbarten Luftschutzkeller herübersickerten, sich selbst überlassen. Sie hatten zwei Pistolen. Mein Onkel István war auch für den Fall vorbereitet, dass einer von ihnen starb. Er zeigte die mit Paraffin gefüllten Fässer, nicht ganz randvoll, vier Stück, in denen man Leichen versenken konnte. Er hatte so viel Paraffin weggelassen, sagte er, wie es dem angenommenen Gewicht der Leichen entsprach. Bis zu dem Zeitpunkt waren alle schon gründlich abgemagert. Die Fässer ließen sich fest verschließen. Zwischen zwei Luftangriffen zeigte er, wie man die Schlösser mit Wachs abdichtete. Die benachbarte Garage wurde für Militärfahrzeuge verwendet, und ein paar Tage lang hatten die Ein- und Abfahrten ihre Ordnung. Eines schönen Tages aber kehrten die Wagen nicht mehr zurück. Dann hörten sie von da drüben ein Gepolter, ein mächtiges Klopfen an der Wand, das keiner Ordnung folgte. Und dann hörten sie es wiehern, Pferde, die schlugen da gegen die Wand aus. In der ersten Januarwoche aber nichts mehr, nur der Lärmvorhang der Bombardierungen und des Kanonenbeschusses. Wir zwei, meine Mutter und ich, zogen vier Tage später aus der Damjanich-Straße in unsere fast unversehrte ursprüngliche Wohnung in der Pressburgerstraße zurück, die noch voller fremder Menschen war. An den Umzug erinnere ich mich nicht, hingegen sehr genau an den leichenübersäten Neupester Kai, an die von Bombentreffern aufgerissene, verdreckte, wahrscheinlich von Öl und Blut verdreckte Schneedecke der Fahrbahn, an das von Geschossen zerfetzte Eisengeländer, an die versehrten Bäume der Uferpromenade. Auch an die Körperstellungen der erfrorenen Leichen im Schnee auf der Fahrbahn und dem Gehsteig erinnere ich mich. Der Belagerungswinter war infernalisch kalt. Ich blicke um mich in diesem Bild, nehme die Metamorphose der Welt zur Kenntnis. Das heißt also, dass ich damals schon eine Erinnerung daran hatte, an diesen Neupester Kai, wie er

früher gewesen war, und der Unterschied zwischen friedlichem Vorher und kriegerischem Nachher entsetzte mich. Wenn ich mich aber an das frühere Bild zu erinnern versuche, an den zum ersten Mal gesehenen, friedlichen Kai, an seinen Zustand vor der Belagerung, finde ich kein Bild, keinen Ton, finde nichts; das Friedensbild ist offensichtlich ein Tabu geworden.

Das wohl erste, oft wiederkehrende Erinnerungsbild meines Lebens ist ein im Dunkel eines Budapester Mietshauses aufleuchtender Treppenabsatz, während wir gegen eine kalt aufflammende Wand fliegen, hineinstürzen.

Wohinein, weiß ich nicht. Oder vielleicht fliegen nicht wir, sondern die Wand stürzt in uns herein.

In jenem Moment ist die äußere und innere Wahrnehmung noch nicht getrennt in dem Wesen, das ich bin, war und bis zu meinem Tod sein werde und das sich mit großer Disziplin um eine Art vorgeschriebener, vorgeformter Kohärenz mit meinem Denken und Erinnern bemühen muss. In meinem Bewusstsein gibt es zwar Spuren von Gefühlen, die mein Geist zusammen mit den Bildern gespeichert hat, aber nachträglich weiß ich nicht, ob sie zu den von außen kommenden visuellen Eindrücken gehören oder ob es spätere Formationen sind. Zur Zeit des Flugerlebnisses gibt es in meinem Bewusstsein bereits Spuren von Wörtern. Aber ich habe ihre Bedeutung noch nicht verifiziert. Lange, noch sehr lange, weiß ich nicht, dass es im Geist außerhalb der sprachlichen Festschreibung der persönlichen Erlebnisse und Eindrücke keinen separaten Begriffsspeicher gibt, also keinen vorgegebenen Sinn. Hingegen gibt es durchaus ein davon unabhängiges bildliches Erinnern. Und noch viel später habe ich erst begriffen, dass mein Verstand nicht nur mein Verstand ist, sondern ganz und gar ein universaler Verstand, an dem mein eigener Verstand, das heißt die Arbeit meines Bewusstseins, nur einen sehr geringen Anteil hat. Ich sehe. Mit meinem visuellen Auffassungsvermö-

gen befinde ich mich noch in einem glücklichen Urzustand, in einem vor dem universalen Verstand liegenden Urverstand. Die Töne sind den Bildern nicht konsequent zugeordnet, und so ist der Ort dieser frühen Bilder, da er vor dem großen Erlebnis und der gründlichen Arbeit der Einpassung in eine beglaubigte Bedeutung und eine beglaubigte Chronologie liegt, wie man sie zuerst zusammen mit den Eltern, Großeltern und sonstigen berufenen Fürsorgern, später mit den Lehrern und Kameraden und am Ende, zum Abschluss des Vorgangs, mit den eigenen Kindern vollzieht – und so ist der Ort dieser frühen Bilder im Nachhinein nur sehr schwer festzumachen.

Mein erstes Bild ist vielleicht gar nicht das erste, auch das weiß ich heute nicht mehr sicher.

Soweit ich es den verschiedenen erhaltenen Dokumenten, Erinnerungen und Chroniken entnehmen kann, stammt die erste Erinnerung, die sich in meinem Bewusstsein festgesetzt hat und jenseits deren ich auf nichts mehr stoße, vom Sommer 1944, genauer, aus der Nacht auf den 27. Juni.

Auch wenn zwischen den Bildern, die zu den gespeicherten Gefühlen gehören, jederzeit eine noch frühere Assoziation auftauchen kann.

Ohne einen äußeren Gesichtspunkt, das heißt ohne den Bezug auf die Reflexion, ist es aber sehr schwer, ja, vielleicht unmöglich festzustellen, ob eine Erinnerung von früher oder später stammt.

Wenn ich mich an mein wahrscheinlich erstes Treppenhaus erinnere, tauchen der Reihe nach weitere Treppenhäuser auf, sämtliche Treppenhäuser meines Lebens. Die Treppenhäuser sind in meinem Geist wahrscheinlich alle an derselben Stelle verortet. Vielleicht gibt es einen Speicher mit dem Titel Treppenhaus, der Begriff und Form des Treppenhauses bewahrt. Neben anderen Speichern. Einzelne Dinge, Begriffe, Ausdrücke befinden sich gleichzeitig in verschiedenen Assoziationenspeichern. Jemand trägt

mich auf den Armen, während ich stürze, hoch über der Treppe fliege ich durch dieses mein erstes Treppenhaus. Wir fliegen durch die Luft. Wahrscheinlich drehe ich auch den Kopf hin und her, ein nervöses Vögelchen, Gefahr, alles im Auge behalten, aber ein Gefühl für Gefahren habe ich nicht, mein Grundgefühl ist Sicherheit, genauer, ebendieses Grundgefühl wird vom Gefühl des Ausnahmezustands, der Unberechenbarkeit überraschend durchkreuzt. Im Auge behalten. In rascher Folge begleiten die Bilder das alles in allem neutrale, überhaupt nicht aufwühlende Erlebnis der Gefahr, deren Begriff wahrscheinlich von jetzt an in meinem Bewusstsein vorhanden sein wird, ich sehe die ungeheure Wandfläche, sehe das Hindernis, das die näher kommende Wand des Treppenabsatzes bildet, sehe es kurz und kalt aufblitzen, sehe übers Geländer hinweg in die Tiefe: Sie scheint im Dunkel auf, sie taucht im Dunkel ab.

Das Nacheinander der Bilder verklebt sich, die Reihenfolge ist nicht mehr zu ändern. Dann ist da kein kaltes Flammen mehr, kein Fallen, kein Oben, kein Unten. Da ist nur Einsturz.

Und der hat keinen Ton, er ist dunkel, er ist warm, ein dunkles Nichts. So wie später während meiner Ohnmachtsanfälle.

Vielleicht ist da am Ende noch das Klirren des Schutts, einen Augenblick nach dem Einsturz.

Da aber weiß man dank seiner beglaubigten Begriffe schon, dass man das Empfindungsvermögen verlieren wird, das heißt das Bewusstsein. Für den nahenden Bewusstseinsverlust verfügt man schon über das beglaubigte Wort, um es nicht geradezu eine für sämtliche Anfälle vorgefertigte Formel zu nennen, eine oft gehörte Floskel, selbst dann, wenn die Sache zum ersten Mal passiert. Man mag auch mehrere Wörter dafür haben, jedenfalls ist im Wort das Gefühl schon vorgegeben. Das Gefühl ist der Halbedelstein, das Wort die goldene Fassung. Die Erinnerung an

den WandEinsturz muss aus meinem zweiten Lebensjahr stammen. Was bleibt, ist nicht das Gefühl der Ohnmacht. Dieses Gefühl hat Phasen, Stationen. Und davon weiß ich nichts mehr. Es wird mir erst dann im Bewusstsein bleiben, wenn ich auch ein Wort dafür habe. Geblieben ist das bewegte Bild der stufenweise verschwindenden sichtbaren Welt. Wie sich die sichtbare Welt der Verdunkelung überlässt. Die vorbegriffliche, vom Gefühl nicht getrennte Sicht auf die Welt fasziniert mich heute noch, sie geht mit dem Gefühl der Ganzheit einher. Es ist ein Alter, aus dem gewöhnlich sehr wenige zugängliche Erinnerungen vorhanden sind. Das früheste Abteil des Speichers bleibt meistens für immer verschlossen. Auch wenn ich laut Familiensaga zu jener Zeit bereits windelfrei war, fließend und deutlich sprach, also als mimetisches und reflektierendes Wesen schon eifrig an meiner äußeren und inneren, gefühlsmäßigen und begrifflichen Individuation und der Verifizierung der mir in den Mund gelegten Wörter arbeitete.

In diesen Armen war ich noch nie geflogen, und doch war das Gefühl des Fliegens nicht unvertraut. Das Gefühl unterschied sich in seinem Kern überhaupt nicht von späteren Erlebnissen des Fliegens und Abstürzens. Der Péter fliegt, fliegt hoch hinauf. Das Vögelchen stürzt ab. Auch später, als ich von einer Steinmauer hinunterfalle. Nachdem ich gesehen habe, wie das Nachbarsmädchen, die Tusi Szabó, meinen kleinen Bruder von dieser Mauer hinunterstößt, wie er geradewegs in den wegen eines Rohrbruchs ausgehobenen tiefen Graben stürzt, ins Wasser, und mit dem Kopf so gegen die aufgehäuften Steine und Rohre am Grabenrand schlägt, dass er gleich das Bewusstsein verliert. Wie ich über der Treppe unsinnig in der Luft schwimme, um ihn aus dem Wasser zu retten. Wie ich mich von der Schanze abstoße, über der verschneiten Landschaft schweben und meine Ski ausbalanciere, um erfolgreich auf dem Boden zu landen. Wie ich im Mátyás Rákosi-Kinderferien-

heim von Balatonvilágos im abendlichen Lampenlicht kopf-
über aus dem Kajütenbett falle, nachdem ich auf dem Bett
kniend ein Kissen weggeschleudert habe, vor Lust brül-
lend, während ich spüre, wie mir jemand, ich weiß nicht,
wer, von hinten einen Stoß gibt, den ich nicht ausgleichen
kann. Es wird geschehen. Eine heuristische Neuigkeit in
meinem Leben. Dazu eine frühere Erklärung meines Va-
ters. Gravitation. Ich fliege meinem Kissen nach, sehe aber
schon, dass mein Flug einem steileren Bogen folgen wird.
Eine wahnwitzig aufregende Erfahrung. Ich wünschte, sie
ginge länger. Ein Knacken beendet sie, in einem Saal des
Krankenhauses von Székesfehérvár dringen erste Stimmen
durch das Summen, ich spüre wieder mein Gewicht, das
große Kissen, das Bett, weiß aber nicht, wo ich bin und
was ich spüre und was dieses hörbare Knacken ist. Immer-
hin schickt die Überraschung mein Bewusstsein auf Entde-
ckungsreise. Im Krankensaal ist sonniger Vormittag. Leu-
te machen sich geräuschvoll zu schaffen. Erstaunlich, ganz
erstaunlich, hier war ich noch nie. Irgendwie bin ich hier-
hergeraten. Bewusst ist mir nur das Knacken. Eine Kran-
kenschwester mit Häubchen kommt gelaufen. Sie ruft, sie
redet in die Anstrengung hinein, sie will etwas, ruft, weint
fast, lacht, weinend und lachend will sie meinen Namen wis-
sen. Verstehe ich nicht. Wie soll ich meinen Namen sagen,
wenn ich ihn doch gar nicht kenne. Dieser Name, mein Na-
me, auch der klingt so seltsam vertraut. Die Anstrengung
tut weh, ich bin mit ihrem Geschrei, ihrem Gelächter in ei-
nem widerhallenden Raum zusammengeschlossen, mit mei-
nem Namen, mit den Fassungen der Wörter, aus denen die
Edelsteine fehlen, weder Edelstein noch Halbedelstein, ich
bin eingeschlossen, zusammen mit allen Geräuschen und
dem Vormittagslicht des Krankensaals. Das Licht tut weh.
Ich sage ihr, das Licht tut weh. Ich fürchte, dass sie es
nicht verstehen, nicht akzeptieren wird, ich selbst verstehe
ja auch nicht, warum das Licht weh tut, sie hingegen will

meinen Namen wissen. Sie beginnt vor Freude zu weinen, küsst mich ab, da spüre ich, dass mein eigener Kopf der widerhallende Raum ist, alles ist größer geworden darin, und am Rand seiner weiten Weite umhüllt ihn ein noch größerer Verband. Demnach bin ich von meinem Kissen, vom abendlichen Flug sehr weit weggeraten. Da erinnere ich mich ans letzte Bild des Abends.

Ich höre im tiefen Dunkel meinen Namen rufen, und Elza Baranyai kommt mit großen Schritten gelaufen, hinter ihr mein Vater mit einem todbleichen, in den Mundwinkeln zitternden Lächeln. Und dann bin ich wieder in diesem zu hellen Krankensaal. Es tut weh. Zu viel Licht. Aber das alles war wahrscheinlich später. Tage später oder Stunden später, ich weiß es nicht. Elza Baranyai fragt etwas, worauf ich keine widerhallende Antwort weiß. Ich weiß es nicht. Lieber mache ich die Augen zu, aber ich bin froh, dass sie da ist. Wahrscheinlich, bestimmt fehlt mir etwas, sie ist ja meine Kinderärztin, seit ich auf der Welt bin. Wenn etwas nicht gut ist, kommt Elza. Man legt mir Gazekissen auf die Augen. Genauer, sie legen den wohltätigen Verband wieder an, ich will ihn ja haben, vorhin irgendwann habe ich um ihn gebettelt. Ich weiß es nicht. Zuerst sinke ich nur, dann verliere ich wieder meine irdische Schwerkraft. Hinter dem Vorhang des Erinnerns scheint es einen weniger zugänglichen, dafür höchst stabilen Bewusstseinszustand zu geben, der in solchen Fällen die Koordination übernimmt. Wer nicht zu Esoterik neigt, mich etwa hat zwar schon immer interessiert, was andere darin umtreibt, aber ich selbst neige nicht zu solchen Dingen, der schreckt mit seinem rationalen Wissen vor dem Gefühl dieses Bewusstseinszustands zurück. Man müsste eigentlich sagen, dass man aus der Zeit vor den persönlichen Erfahrungen ein exaktes Wissen vom genau umrissenen Kreis der Dinge und Phänomene hat und dass man mit der Erinnerung auch dort eintreten könnte, das heißt, dass man ein ererbtes Erinnerungsgut hätte; ab-

gesehen von Jung spricht ein nüchterner Mensch so etwas ja doch lieber nicht aus.

Einmal nachts, als meine Eltern nicht mehr lebten, saß ich am Bett meiner Tante Magda und trug ratlos vor, dass ich solche unergründlichen Bilder in mir habe. Ich wisse nicht, wohin mit ihnen. Beziehungsweise, sie hätten in meinem Bewusstsein durchaus ihren festen Platz.

Diese in der Form einer Beschreibung daherkommen- den Mitteilungen stießen meine Tante ab. In solchen Fällen gefrieren die Gesichtszüge meiner Familienmitglieder. Der Nacken wird starr, der Kopf wendet sich in höflicher Ungläubigkeit ab, als sagten sie, ach, woher denn, höchstens der Blick blitzt feindselig. Ich war ratlos, ich hätte nicht sagen können, ob diese zuweilen spontan erscheinenden Bilder unbestimmter Herkunft Erinnerungsbilder waren oder Träume, unwillkürliche Produkte der Phantasie, also Vorstellungen oder, wie es in der ungarischen Literatur der Spracherneuerungszeit heißt, Bildungen waren. Vielleicht ließen sie sich keinem Bewusstseinszustand zuordnen. Vielleicht waren sie aus dem Urzustand der Erinnerung in mein reflektierendes, mit Dingen und Vorgängen vollgestopftes, unter reflektierter Kontrolle gehaltenes Bewusstsein herübergesickert und fungierten nun inmitten der bewussten Inhalte als Wegweiser. Strukturelle Bilder. Kopien von Urvorstellungen. In einer eigenen Dimension, hinter dem realen Erinnerungsbestand und den Phantasiebildern. Linienblätter. Hin und wieder drängen sie nach vorn. Als sähe und fühlte man das Muster des eigenen Bewusstseins, den Raster, das Netz, den Netzplan, die Schalttafel, auf der man seine ganze gegenständliche Erinnerung festmachen kann. Aber kaum macht man sich daran, genau hinzusehen, die Linien und Schaltstellen durchzugehen, methodisch aufzudecken, tritt man gleich ins Leere.

Da war ich schon Fotografenlehrling, meine Tante, Frau Aranyossi, geborene Magda Nádas, war nach dem frühen

Tod unserer Eltern offiziell unser Vormund, Bilder, Lichter, beschäftigten mich also berufshalber, die bildschaffenden Eigenschaften des Lichts, natürliches Licht, künstliches Licht, scharfes Licht, Streulicht, direktes Licht, reflektiertes Licht, Streiflicht, kaltes Licht, warmes Licht, also die Lichtquellen und die reflektierenden Oberflächen, der indirekt ausgeleuchtete tiefe Schatten, die Farbe und die Farbtemperatur des jeweiligen Lichts, die Leichtigkeit des Erinnerns, die gewichtige Gegenwart der Dinge, die Vorstellung, der Ichverlust im großen Durcheinander der Verliebtheit, die Ejakulation, die elektrischen Entladungen des geistigen Ichs, zuweilen zweimal hintereinander, unter mächtigem Blitzen in verlangsamtem Nacheinander, inneres Licht, Gleißeln, dann die leuchtende und traurige Wiederkehr meines Alltags-Ichs, das Grauwerden der Welt; die Rolle der Abstufungen von Grau, die lichtphysikalischen Extreme Schwarz und Weiß, die Rolle der Sinnlichkeit beim Herstellen von Bildern und Erinnerung.

Was tritt hervor, was tritt in den Hintergrund. Einmal überdeckt das Gefühl die Bilder, einmal schieben sich die Bilder vors Gefühl, einmal werden beide vom Begriff oder von der elektrischen Entladung der Sinnlichkeitsströme ausgeblendet. Die Methoden, Eigenschaften, Systeme des Fixierens und Archivierens, die Chronologie des Fixierens, die Individualität der Phänomene, die eigensinnigen Darbietungen der Individualität, der Charakter, das Gesicht, der Zusammenhang zwischen Gesichtszügen und Charakterzügen, der Duft des Anblicks und der Körper, menschlicher und physikalischer Körper, die Gleichzeitigkeit ihrer Empfindung.

In der Nacht brannte in dem hohen, geräumigen Zimmer, das auf die Große Ringstraße ging, immer nur ihre Leselampe, ein einzelner, über ihrem Kopf befindlicher Wandleuchter. Wir wohnten schon fast ein Jahr hier zusammen, sie und ihr Mann waren vom nahen Theresienring herüber-

gezogen, mein Bruder und ich aus der Wohnung in der Pressburgerstraße. Unten schepperte hin und wieder die Nachtstraßenbahn vorbei. Es war ein barocker Wandleuchter mit Wachspapier-Schirm, es gibt ihn heute noch, sogar zwei von ihnen, auch wenn es ursprünglich drei gewesen sein müssen, die zwei beleuchten heute das Wohnzimmer meines Bruders. Die Reflexe der Straßenlichter hellten das Dunkel im Zimmer stark auf. Obwohl es hier drinnen fast hell war, streckten diese Lichtreflexe den Schatten des mehrarmigen Barocklüsters an der Decke unverhältnismäßig weit. Seit ich meine ersten Schritte als Fotografenlehrling gemacht hatte, achtete ich eigentlich auf nichts anderes mehr als auf die Wirkungen der Lichtquellen. Dieses Zimmer an der Ringstraße wurde jetzt gleichzeitig von direkten Lichtern, ihren Reflexen und von Streulichtern beleuchtet. Der Schatten von den Armen des Barocklüsters setzte sich auf die Schatten der Äste. Ein spezifisches Bild-durcheinander an einer glatten Wand, das bewegliche Muster des Durcheinanders. Zusammen mit den Wandleuchtern stammte der barocke Lüster aus dem rosaroten Salon von Erzsébet Mezei, der Tante der Geschwister Nádas, ursprünglich hatten sie in der Nagykorona-Straße, Kronengasse, den kleinen Salon unserer Wiener Urgroßmutter, Eugenie Schlesinger, beleuchtet, dann kamen sie in derselben Straße in Erzsébet's rosaroten Salon, von dort in die Wohnung unserer ältesten Tante in der Dalszínház-Straße 2, dann ins Zimmer meiner Tante Özsi in der Dobsinai-Straße 12, dann zu uns, noch später erbte sie mein Bruder, dann wurden in seiner Wohnung in der Alvinczi-Straße die Wände gestrichen, alles musste in die Garage gepackt werden, und der barocke Lüster wurde gestohlen. Nur der. Der schon. Die beiden Wandleuchter blieben erhalten. Das Bild des Lüsters hat sich in mir festgesetzt, auch wenn mit seinem Verschwinden das Gastspiel des Wiener Barocks in unserer Familie weitgehend zu Ende war. Es war ein interes-

santes Stück gewesen, ursprünglich für Kerzen konzipiert, erst später, nach Eugenie Schlesingers Tod, wurden Kabel hineinmanövriert. Wie man damals sagte. Die aus Urzeiten stammenden elektrischen Kabel hingen da und dort ein bisschen heraus.

Meine Tante lachte im hellen Halbdunkel, in dem die Schatten und die Lichter mit den reflektierenden Eigenschaften der Oberflächen amalgamiert waren, sie lachte wie alle Mitglieder meiner Familie väterlicherseits; kehlig, gewissermaßen nach Luft schnappend, bellend, die unpassende Lachlust mit kleinen Schlucken unterdrückend. Nur ja nichts Persönliches verlautbaren lassen. Als Kinder hatten sie nicht laut lachen dürfen. Ihre Erzieherinnen schritten konsequent gegen das Lachen ein, für Ungehörigkeiten wurden sie von ihrem Vater, einem nicht gerade feinfühligem Mann, bestraft. In ihrer Überraschung rief sie sogar, dann sprichst du aber vom Haus in der Damjanich-Straße. Wo einmal, fuhr sie gleich fort, wann schon wieder, im Dezember, irgendwann im Dezember vierundvierzig, meine Mutter von Sirenen und Luftangriffen aufgeschreckt wurde, in der verdunkelten Wohnung im dritten Stock, wo man rein nichts sah, die Stromzufuhr war sofort weg, man hört nur die Rufe, Klári, steht auf, man hört das hastige Kramen nach Kerze und Streichhölzern, Klári, Klári, man spürt Berührungen, Zusammenstöße, daran erinnere ich mich, von da an mussten im Haus Kerzen und Streichhölzer immer zur Hand sein, auch heute noch lege ich Wert darauf, Kerzen und Streichhölzer in Reichweite zu haben, man weiß ja nie, jemand riss mich aus dem Bett und rannte mit mir im flackernden Licht der Leuchtspurraketen der Fliegerabwehr in den Schutzraum hinunter.

Wenn es wirklich Ende Dezember gewesen war, wenn sich meine Tante Magda nicht täuschte, und nicht im Sommer, nicht am siebenundzwanzigsten Juni, dann war auch Irén in der Damjanich-Straße dabei gewesen, die jüngere

Schwester meiner Mutter, also Irén Tauber mit dem neugeborenen Mártuschlein in den Armen, und es müssen die beiden Kinder von Magda Bán und Ferenc Róna da gewesen sein, Péter und Erzsi. Dann aber ist unwahrscheinlich, dass meine Mutter nur mit mir hinunterrennt, ohne an die anderen Kinder zu denken. Das wäre dann eine andere Frau, eine andere Mutter, nicht meine. Die tat so etwas nicht. Sie hatte unangenehme Eigenschaften, die andere vielleicht gar nicht kannten oder nicht zur Kenntnis nehmen wollten, aber eigensüchtig, egoistisch war sie nie. Zuerst widmete sie sich immer den anderen, gleichgültig wem, dann erst uns, dann erst meinem Vater, sich selbst zuletzt. Meines Erachtens hat diese Bombardierung, die mir als erste Bildserie in Erinnerung ist, nicht im Dezember, sondern irgendwann im Sommer stattgefunden.

In jener hochdenkwürdigen Nacht, in der eine Bombe die eine Hälfte des Hauses der Damjanich-Straße 42 einfach wegtranchierte, während das Treppenhaus und die andere Hälfte des Hauses, mit uns drin, fast heil blieb. Die Fenster gingen allerdings zu Bruch, und die Splitter fügten uns allen kleine Verletzungen zu. Das aber ereignete sich am 27. Juni 1944, als die Alliierten die 300 viermotorigen schweren Bomber der amerikanischen Luftwaffe statt auf einen wolkenverdeckten schlesischen Zielpunkt nach Budapest umdirigierten, zwecks Zertrümmerung des Flughafens Ferihegy, der Bahnhöfe und der Ferenc József-Wohnsiedlung. Was auch weitgehend ausgeführt wurde. Andern tags zählte man in Pest 84 Tote und 223 Verletzte. Da und so muss es gewesen sein, denn am 16. Juni 1944 war in der 30. Nummer des *Hauptstädtischen Anzeigers* der Erlass erschienen, dass die Juden in mit dem gelben Stern markierte Häuser zu ziehen hatten, und die Nummer 12 der Pressburgerstraße war als Sternhaus bezeichnet worden. Laut Erlass hatten die Juden pro Familie Anrecht auf ein Zimmer, womit unsere Wohnung aufhörte, unsere Wohnung zu

sein. Das war der Moment, in dem meine Mutter beschloss, im Schutz des ganzen Durcheinanders unsere echten Papiere gegen gefälschte auszutauschen und wegzuziehen. So viel weiß ich, dass eine Bekannte namens Ilona Ferber, Ferbi genannt, am 21. Juni zusammen mit mehreren anderen, wahrscheinlich Freunden von ihr, eins der Zimmer bezog, wir hingegen die Wohnung am 23. Juni verließen, damit ich am 27. in der Damjanich-Straße noch rechtzeitig die ersten bleibenden Erinnerungen meines Lebens sammeln konnte. Müsste ich das Erlebnis doch auf den Dezember datieren, dann wäre Tante Magdas verwundete ältere Schwester Özsi wahrscheinlich noch nicht dabei gewesen, also auch nicht deren Tochter Vera. Tante Magda schreibt in ihren Erinnerungen, dass die beiden erst am 26. Dezember in der Damjanich-Straße eintrafen.

Sie stellt noch zwei weitere Behauptungen auf, die mit der ersten ebenfalls nicht übereinstimmen. Im Sommer habe sie sich überlegt, schreibt sie, dass mich meine Mutter wegen der Bombardierungen aus Budapest wegbringen sollte, hier sei es für Klári und die Kinder zu gefährlich. Womit sie ja recht hatte. Meine Mutter ließ sich ungern dazu überreden, das weiß ich von ihr selbst. Es bedeutete, jede Verbindung zu unserem Vater abzubrechen, der vom Mai 1944 an, nicht zum ersten Mal, an der Westgrenze des Landes im Arbeitsdienst bei einem Flughafenbau eingesetzt war, diesmal nicht in Szentkirályszabadja, sondern in Szombathely. Auch als Arbeitsdienstler arbeitete er in seinem Fach. Soviel ich von ihm weiß, war er mit einem Trupp angehender Ingenieure für den Aufbau beziehungsweise die Erweiterung der Fernmeldeanlagen verantwortlich. Der auch sonst mit riesigen Mannschaftsbeständen arbeitende und schon früher hohen Ansprüchen genügende Flughafen wurde im Eiltempo erweitert. Die Start- und Landebahnen wurden erneuert, und wie Tamás Révész in seiner Monographie *Flughafen am Fuß der Alpen* schreibt, wurden für die im-

mer zahlreicher eintreffenden deutschen Instrukteure neue Unterkünfte errichtet. Die Erweiterung war dringend nötig, die deutsche Heeresleitung hatte schon vor der Besetzung des Landes das Jagdgeschwader IV. J.G.27 mit ihren Bf-109 aus Skopje hierherversetzt. Die Maschinen trafen in den ersten Märztagen ein. Die Erneuerungs- und Erweiterungsarbeiten wurden hauptsächlich von Studenten im Arbeitsdienst ausgeführt, etwa 2000 Mann. Die Einheit wurde von Professor György Nagy kommandiert. Es bedurfte schon einer starken Erschütterung, damit sich meine Mutter entschloss, mit mir und den prima gefälschten Papieren irgendwohin zu reisen. Sie mussten deswegen nicht nur auf den monatlichen Besuch, sondern auch auf die Lagerpost verzichten.

Die eine Hälfte des Hauses stürzte ein, und der Schutt des Treppenhauses begrub uns beide. Das war doch immerhin genug. Im Übrigen stimmen auch meine Erinnerungen mit den Daten nicht überein. Es müssen die letzten Junitage gewesen sein, als wir Budapest verließen, in den ländlichen Gemüsegärten schwollen schon die Gurken, und die Arbeitsdienstler begannen, den auch als Eingangstor dienenden Wasserturm, den sie selbst ein Jahr zuvor auf dem Flughafen gebaut hatten, wieder abzureißen. Nach Ansicht des deutschen Stabs stellte der Turm bei den Landungen eine Gefahr dar. Laut Révész arbeiteten 141 Erwachsene 1058 Arbeitsstunden und 268 Studenten 2005 Arbeitsstunden am Abriss. Dieser wurde, genauso wie der Bau im Vorjahr, von Ede András kay Müller & Sohn ausgeführt, die Heeresleitung zahlte 36 343,42 Pengő dafür. Der Befehl für den Abriss kam nicht mehr von Oberst Imre Torontály, sondern von der deutschen Heeresleitung, genauer, vom Leiter des Bauwesens für den Bereich des Kommandierenden Generals der Deutschen Luftwaffe in Ungarn. In meiner Erinnerung werden die reifenden Gurken eine große Rolle spielen. Laut Révész' Angaben wurden zur gleichen Zeit

Schutzgräben mit Wölbdach, Geschützstellungen und ein Kommandoposten gebaut, der Hangar erweitert, und natürlich mussten Telefonleitungen zu den neuen Einrichtungen gelegt werden. Für den Flughafen wurde der Außenstrich in Tarnfarbe verfügt, ein Wettbewerb für die Errichtung von neuen Mannschafts- und Offiziersbaracken ausgeschrieben, im Wert von insgesamt 782 000 Pengő. Die Arbeiten müssen noch im Juni abgeschlossen worden sein, denn rund einen Monat später wählte die Alliierte Luftwaffe mit ihren Bombern, in mehreren Anläufen von italienischen Stützpunkten aufsteigend, westungarische Ziele. Im Herbst, schreibt meine Tante, nach dem Pfeilkreuzler-Putsch, seien sie dann der Meinung gewesen, sie sollten doch besser in ihre Wohnung zurückkehren, die heil geblieben war, wenn auch die andere Haushälfte im Sommer von der Bombe mitgerissen worden war, und sie habe über die Vermittlung ihres Vordermanns, das heißt ihres Vorgesetzten Kontaktmanns in der Bewegung, bei der illegalen Kommunistischen Partei um Erlaubnis für unsere Rückkehr nachgesucht, und so waren wir wieder zurück in Tante Magdas Wohnung. Logisch, dass wir bei dieser Rückkehr von Bácska in der ersten Septemberwoche mit unseren prima gefälschten Papieren nicht in die Wohnung in der Pressburgerstraße gingen, sondern in die leer stehende Wohnung in der Damjanich-Straße, wo der Hauswart die Papiere zwar pflichtgemäß zu sehen verlangte, aber keins von ihnen kontrollierte. Sogar offensichtlich gefälschte militärische Reisepapiere ließ er wortlos durchgehen, und das zerbombte Haus war denn auch voller Deserteure.

Vera meint sich zu erinnern, dass sie Silvester schon mit uns in der Damjanich-Straße verbrachten, aber viel früher konnten sie nicht gekommen sein, und also täuscht sich meine Tante.

Die Villa von Vera und ihrer Familie auf dem Orbán-Hügel, in der Dobsinai-Straße, war von einem General namens

Görgényi beschlagnahmt worden. Er hatte sie sich ausersehen und gab ihnen zwei Tage fürs Packen und Wegziehen. Allerdings finde ich den Namen dieses Generals nirgends belegt. Weder in der ungarischen Armee noch in der Militärpolizei, ich habe ihn auch unter den hohen Offiziersrängen gesucht, aber auch da nichts gefunden. Einen Hauptmann Dániel Görgényi gibt es zwar, aber zur Zeit der Beschlagnahme des Hauses war er Kriegsgefangener in Krasnogorsk, wo er zuvor eine antifaschistische Schulung durchgemacht hatte, und gehörte zu den wenigen, die in einem Aufruf der kriegführenden Welt die Gründung der Ungarischen Legion mitteilten, die an der Seite der russischen Truppen gegen die deutschen und ungarischen Truppen kämpfen würde, gegen die eigenen Landsleute, wenn es sein musste. Aus dem Haus an der Dobsinai-Straße zogen sie zuerst zu einer befreundeten Familie in der Pressburgerstraße 15, in ein Sternhaus. Veras Vater, Sándor Rendl, und sein Anwaltskollege Elek Háy führten am Theresienring eine gemeinsame Anwaltskanzlei, ihre Spezialität war internationales Handelsrecht. Bis auch die Kanzlei mitsamt dem Mobiliar beschlagnahmt wurde. In den Räumen der Wohnung in der Pressburgerstraße hielt sich auch die ausgedehnte Verwandtschaft Elek Háys auf. Nach fast anderthalb Jahren unbarmherziger Belästigungen war nun das Gesetz zur Beschlagnahme jüdischen Grundbesitzes angewandt worden, die Háy-Verwandtschaft hatte nach Erledigung der anfallenden Arbeiten ihre beschlagnahmten Güter und Landhäuser von Aszód und Jászberény verlassen müssen, ohne auch nur das Geringste mitnehmen zu können. Ein paar Tage später wurden sie von den Pfeilkreuzlern, die aus einer Laune das ganze Sternhaus in Beschlag nahmen, aus Háys Wohnung ausgewiesen. Sie mussten in die nahe gelegene Návay-Lajos-Straße umziehen, in den fünften Stock eines weiteren Sternhauses. In der kleinen Junggesellenwohnung waren sie zu elft zusammengepfertcht, es

gab keine Küche, nur eine Kochnische im Flur, Teeküche genannt, mit einem einzigen Gaskocher. Wie sich Vera erinnert, herrschten trotzdem Sauberkeit und Ordnung, es fiel kein lautes Wort zwischen ihnen, es gab keine Reibereien oder Zusammenstöße. An Heiligabend erhielt die Wohnung einen Bombentreffer, als sie gerade um den einzigen Tisch herumsaßen. Sie brachten die Schwerverletzten, unter ihnen Veras Vater, Sándor Rendl, sowie Elek Háy und seine Frau, zusammen mit den leichter Verwundeten in die Tátra-Straße, wo die jüdischen Ärzte einige Tage zuvor in eigener Initiative ein Notkrankenhaus eingerichtet hatten. Veras leicht verletzte Mutter, meine Tante Özsi, wurde ebenfalls dort behandelt. Vera blieb in dem zertrümmerten einzigen Zimmer der Junggesellenwohnung, und bis jemand in der Nacht ihre frisch verarztete Mutter zurückbrachte, wusch sie zwanghaft Blut weg, wusch es von den kaputten Möbeln. Sie musste es tun. Zuerst musste sie die Blutlachen vom Boden aufwischen. Sie ging im hereinheulenden eisigen Wind mit dem Eimer zwischen dem intakt gebliebenen Badezimmer und der klaffenden Tiefe hin und her, über Schutthaufen hinweg, ganz offensichtlich in einem schweren Schockzustand, und irgendwann merkte sie, dass auch die Wände voller Blut waren und sie selbst ebenfalls verwundet war. Die Haut ihrer Handrücken war mit winzigen Glassplittern gespickt, sie holte sie im Badezimmer einzeln heraus, am Ende bluteten ihre Hände aus den geöffneten Wunden. Im Schockzustand verschwindet der Horizont des menschlichen Bewusstseins, das Universum ist gewissermaßen weggetaucht. Es gibt keine Aussicht, und es gibt keine Einsicht. Als schützte es sich vor dem Denken, befasst sich das Bewusstsein weder mit der Vergangenheit noch mit der Zukunft, auch mit der Gegenwart nicht, vielmehr bleibt es an einer einzigen, zufälligen, zuweilen haarsträubenden fixen Idee kleben. Vera dachte an nichts anderes als ans Saubermachen, daran, dass sie das

Blut bis zum letzten Tropfen aufwischen, jegliche Spur verschwinden lassen, auch von den Wänden das Blut abwischen musste, damit Tante Juliska zufrieden war. Juliska war Elek Háys Frau, sie war ebenfalls schwer verwundet. In Sándor Rendls Ellenbogenknochen war ein großer Geschosssplitter eingedrungen, den er mit seiner heil gebliebenen Hand herauszog, wobei der Ellenbogenknochen kaputtging; ohne ärztliche Hilfe, das war klar, würde er den Schmerz nach einer Weile nur noch unter Gebrüll und um sich schlagend ertragen können. In der TÁtra-Straße wurde er sofort operiert. Vera und ihre Mutter verbrachten die Nacht im Flur der zerschossenen und nicht zu reinigenden Wohnung. Anderntags am frühen Morgen erschien bei ihnen unerwartet György Koch, der bekannte Architekt, er hatte, wer weiß auf welchem Weg, vom Unglück gehört und brachte die beiden in ein Haus in der Pannónia-Straße, das er einige Jahre zuvor selbst gebaut hatte. Das von der Straßenfront zurückversetzte, fünfstöckige Gebäude hat drei Eingänge, von denen zwei offiziell zu einem Sternhaus führten, der dritte hingegen nicht. In diesem Teil des Gebäudes befand sich Kochs Büro. Hierher brachte er die beiden mit ihren gefälschten Schweizer Schutzpässen. Im Fall eines Fliegeralarms mussten sie in den Keller des Sternhauses hinunter. Den konnten sie erreichen, ohne sich auf den Gängen des von Christen bewohnten Hauses zeigen zu müssen, und so entgingen sie ein paar Tage lang der Aufmerksamkeit des Hauswirts, der ein Pfeilkreuzler war. Koch selbst versorgte sie mit Lebensmitteln. Mein Vater hatte zwischen 1941 und 1943 zwei Jahre als technischer Leiter bei diesem am Bauhaus geschulten Architekten gearbeitet, bis er zu einem seiner zehn Arbeitsdienste einberufen wurde.

Es sei kurz notiert, dass es während der hundertzwei Tage der Belagerung Budapests kaum jemandem einfiel, sich für die Nacht auszuziehen und ein Schlafgewand anzulegen. In diesem kältesten Winter des Kriegs schliefen die

Budapester angezogen, bis zur Nasenspitze ver mummt, in Schuhen und Stiefeln. Zum Heizen gab es fast nichts, in den Häusern mit Zentralheizung, die mit Kohle oder Koks funktionierte, wäre es auch gar nicht machbar gewesen, solche Häuser hatten nicht einmal Kamine. Und man musste jederzeit fluchtbereit sein.

Aus dem Keller rasch hinauf in die Wohnung, bevor der nächste Angriff kam, rasch wieder hinunter, hinaus, um Wasser zu holen, wenn es auf einmal hieß, in der Nähe gebe es welches, oder für etwas Brennbares, falls man einen Ofen besaß, heißt das, oder falls es einem gelungen war, ein Ofenrohr zum Fenster zu führen. Den eben erschossenen Pferden mit Messern oder Scheren das Fleisch heraus schneiden. Budapest war damals noch voller Pferdewagen, aus den zerstörten Ställen, von den beschädigten Wagen losgekommene Pferde liefen frei umher. Nachrichten von getöteten Pferden machten schnell die Runde. Aber die Budapester schnitten nicht nur die toten Pferde auf, sie säbelten auch mal eins von den frei umherlaufenden nieder. Mit irgendeinem Instrument das Fleisch aus dem Kadaver der ins Unglück gelaufenen Wesen herausschneiden. Als sie dann beinhart gefroren, ließ sich das Fleisch nur noch mit der Axt oder der Säge schneiden, Äxte und Sägen aber hatten auch wieder nicht alle. Erzsi, die spätere Röntgenärztin, damals sechs Jahre alt, meint sich zu erinnern, dass meine Mutter die Versorgung von mindestens elf Personen übernehmen musste. Erzsi wurde wegen ihres kleinen Wuchses Würmchen genannt, aber meine Mutter erzählte es mir anders, nämlich dass auf der frisch gekochten Bohnensuppe seltsame kleine Dinger schwammen und Erzsi ausrief, das seien ja Würmchen, sie esse diese Suppe nicht. Worauf meine Mutter den Löffel nahm, die Würmchen abschöpfte und afaß, während Erzsi mit geweiteten Augen zuschaute und dann ebenfalls ihre Suppe zu löffeln begann. In diesem furchtbaren Winter 1944 gelang es meiner Mutter sogar,

einen Weihnachtsbaum zu beschaffen. Während das Haus in der Návay-Lajos-Straße gerade seinen Bombentreffer erhielt und sich der Ring der sowjetischen Armee um Budapest endgültig schloss, zündeten wir im dritten Stock der intakt gebliebenen Hälfte des tranchierten Hauses in der Damjanich-Straße am Weihnachtsbaum die Kerzen an. Erzsí hatte einen dicken schwarzen Zopf, der musste ihr aber, nachdem die beiden Kinder aus einem unsicher gewordenen jüdischen Waisenhaus zu uns gekommen waren, trotz ihres Geschreis und Geheuls wegen ihrer Läuse abgeschnitten werden. Jedenfalls geht meine Erinnerung so, sie hingegen erinnert sich, dass ihr der Zopf schon vorher, im jüdischen Waisenhaus, abgeschnitten worden war. Ihre Tante Anna Bán, Milán Füst's Ärztin und ihrem Briefwechsel zufolge seine wichtige Vertraute, hatte sie der Obhut meiner Mutter übergeben. Meine Mutter hatte aber auch schon Duci versprochen, dass sie für die Kinder sorgen würde. Aus Füst's letzter, am 15. März 1944 verfasster Tagebucheintragung geht hervor, dass er in Budapest von den Gaskammern wusste, von denen angeblich auch in Deutschland außer den Eingeweihten niemand wusste. Wenn es Milán Füst wusste, wusste es auch Anna Bán, sie musste also die Kinder aus dem unsicher gewordenen Institut herausholen.

Zum Trost erhielt Erzsí von meiner Mutter zu Weihnachten ein breites rotes Band für die Zeit, wenn sie wieder einen langen Zopf haben würde. Nach der Belagerung hatte sie ihren dicken Zopf wieder, aber das rote Band trug sie nicht, sie bewahrte es in Seidenpapier gewickelt auf. Ihr älterer Bruder, der dreizehnjährige Péter, der später Fernmeldetechniker wurde, hatte damals schon einen so üppigen Bartwuchs, dass sie ihn gleich rasierten, als er in der Damjanich-Straße eintraf, damit er nicht gar so sehr wie der schwarze Jude aussah, wobei er danach zur peinlichen Überraschung der Frauen nicht anders aussah, er also erhielt einen zweibändigen Roman von Lórinç Kovai.

Meine Mutter musste zwei Straßen weiter, in der Dembinszky-Straße 37, bei ihrer älteren Schwester, der Bözsi, auch noch nach ihren Eltern schauen, meinen Großeltern mütterlicherseits, Arnold Tauber und Cecília Nussbaum, die von den Pfeilkreuzlern aus ihrer Wohnung in der Péterfy-Sándor-Straße ausgewiesen worden waren. Ihnen musste sie inmitten von Pfeilkreuzler-Razzien, oder diesen ausweichend, Wasser bringen oder von den eben ergatterten wurmstichigen Bohnen oder ein Stück Pferdefleisch. Meine Tante Magda und meine Mutter gingen in diesen Tagen Ende Dezember außerdem auch noch ihren illegalen Aktivitäten nach. Am Weihnachtstag ging meine Mutter zum letzten Mal zum Keller am Neupester Kai 7, um frisch gefälschte Papiere zu holen. Der Keller war mit einer geheimen Signalanlage ausgestattet. Wurde an der Eisentür des Kellers das Vorhängeschloss berührt, das im Übrigen auch von innen entfernt werden konnte, ratterte im unteren Kellertrakt, dem illegalen Aufenthaltsort, ganz leise eine Klingel. Dreimal musste das Schloss berührt werden, nach dem dritten Klingelzeichen konnte man dann durch eine scheibenlose Luke hinunterreichen, was man gebracht hatte, oder entgegennehmen, was weitergeleitet werden musste. Die draußen und die drinnen sahen sich praktisch nie. Sie sahen voneinander nur die Hände. Sprechen war nicht erlaubt. Höchstens, dass sie eine Nachricht ihres Vordermanns Fitos, was Stupsnase heißt, durch die Luke flüstern durften. An diesem Tag nach der Weihnachtsnacht nahm meine Mutter aus der Damjanich-Straße einen Brief Péter Rónas mit. Liebe Eltern, schrieb der dreizehnjährige Péter, ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich Euch wiedersehen möchte. Auch Erzsi weint dauernd. Ich hoffe, dass wir jetzt bald wieder zusammen sein können. Seit wir uns getrennt haben, habe ich von der Familie einzig Anni gesehen. Wir sind beide wohlauf. Das Gute ist, dass wir vorläufig beisammen sind. Erzsi hat erfahren, dass man uns trennen will, und sie

will das nicht. Sie wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen. Sie ist im Augenblick krank, aber es geht ihr sehr gut. Wahrscheinlich hat sie die Grippe. Letzte Nacht hatte sie Durchfall. Vielleicht hat sie zusätzlich zur Grippe auch einen verdorbenen Magen. Mir fehlt Gott sei Dank nichts.

Meine Mutter ging am Weihnachtstag auch zum Haus am Neupester Kai, das wird aus dem Brief ersichtlich, den Péter Róna am 26. Dezember schrieb. Liebe Eltern, ich hätte nicht sagen sollen, dass Erzsi wieder gesund ist. Sie ist wieder krank. Gestern hatte sie hohes Fieber, aber es hat mich sehr glücklich gemacht, dass ich wenigstens Eure Schrift sehen konnte. Ich musste Würmchen dreimal vorlesen, was Du ihr schriebst. So wie es scheint, werden wir uns bald sehen können. Erzsi hat große Sehnsucht nach Dir. Kein Wunder, sie hat Dich ja mehr als einen Monat nicht gesehen. Liebe Mutti, schreibt Péter in Würmchens Namen, sobald Du kannst, komm und nimm mich mit, wenn möglich.

Mit diesem Brief musste meine Mutter aber umkehren, er erreichte seinen Adressaten nicht.

Sie konnten nicht wissen, dass in der Gegend der Damjanich-Straße außer ihnen noch zwei weitere Widerstandsgruppen operierten. Die eine kaum ein paar Häuser weiter entfernt, in der Nummer 41 der Vilma-királyné-Straße, Königin-Wilhelmine-Straße, die andere in der Nummer 17 der Dembinszky-Straße. Aber wegen des unablässigen Artilleriebeschusses und der vermehrten Razzien durch die Pfeilkreuzler, etwas später auch wegen der Straßenkämpfe, waren vorerst auch diese Gruppen zur Untätigkeit verurteilt. Die Front rückte immer näher. Am 6. Januar, als meine Mutter und meine Tante ihre unterbrochenen Verbindungen wiederherzustellen und ihre Aktivitäten aufzunehmen versuchten, wurde die Gruppe, die in der Vilma-királyné-Straße operierte, von einer der Pfeilkreuzler-Gruppen überrascht, die von den deutschen Sicherheitsorganen gesteuert wurden. Es muss eine größere Aktion in der Morgen-

frühe gewesen sein, sie erfuhren zufällig davon, durch befreundete Bewohner eines Nachbarhauses, dessen Fenster auf die Gärten der Vilma-királyné-Straße gingen. Sie wussten aber nicht, dass ein Neffe von Pál Aranyossi, Ferenc Dálnoki Nagy, der Sohn von Aranyossis jüngerer Schwester, zu den verschleppten jungen Männern gehörte. Dálnoki Nagy war Schauspieler, so wie sein Vater, so wie seine Mutter, Irma Aranyossi, so wie sein Großvater, so wie seine jüngere Schwester, aber in dem Augenblick war er nicht nur Widerstandskämpfer, sondern auch Deserteur, wie fast alle in der Gruppe. Sie waren Freiwild, jede militärische Streife konnte sie jederzeit abknallen. Zuerst wurden sie auf das deutsche Kommando in der Damjanich-Straße gebracht, Ferenc Rónai, Károly Nyeste, Vilmos Fuhrmann, Sándor Apsolon, László Füredi und seine Frau, deren Vornamen wir nicht kennen. Die Villa der Füredis und der Luftschutzkeller eines benachbarten größeren Hauses wurden als Stützpunkte und Waffenlager verwendet. Wahrscheinlich hatte jemand im Luftschutzkeller Verdacht geschöpft und sie angezeigt. Sie waren keine Kommunisten, nannten aber ihre Aktionsgruppe trotzdem Rote Brigade. Sie wurden mit einem Panzer zur Burg von Buda hinaufgebracht, wo die Gestapo ihren Sitz hatte, und dort in die tiefste Tiefe der Burghöhlen, in den als Folterkammer eingerichteten einstigen Eiskeller befördert. Wo sich schon rund zweihundertzwanzig verhaftete Widerstandskämpfer befanden. Und was dort mit ihnen geschah, erfuhr auch die Familie erst nach langen Jahren, sozusagen aus den Abfallprodukten der Prozesse gegen die Kriegsverbrecher, nachdem sich die Mutter von Ferenc Dálnoki Nagy, Irma Aranyossi, schon damit abgefunden hatte, dass ihr Sohn offiziell als verschollen registriert war. Ein Verschollener zu sein war in den Jahren nach der Belagerung eine eigene Existenzform.

Es war ja nicht ausgeschlossen, dass der Betreffende noch lebte.

Irma Aranyossi wurde nie mitgeteilt, was mit ihrem Sohn geschehen war.

Die Verhöre wurden vom Gendarmeriehauptmann Endre Csergő, einem der Kommandanten der Pfeilkreuzler-Einheit, Rechenschaftsstuhl genannt, sowie von SS-Obersturmbannführer Rainer Gottstein durchgeführt. Sie arbeiteten mit originellen mittelalterlichen Instrumenten, Halschrauben, Daumenschrauben oder Spießen, die in den Enddarm getrieben wurden, wobei sie weit über das übliche Repertoire hinausgingen. Als kleines Kind und noch als Jugendlicher konnte ich Irma Aranyossi, die in der Familie Irmusch oder Irmuschlein genannt wurde, weil sie einfach eine liebe Person war, fröhlich, noch im Alter wunderschön, energisch, zu der Zeit nicht mehr Schauspielerin, sondern eine der namhaftesten Tanzpädagoginnen des Landes, nie in die lachenden Augen schauen, ohne mir zwanghaft aufsagen zu müssen, was sie mit ihrem Sohn gemacht hatten, was sie gemacht hatten und sie nicht wusste, ich aber schon. Heute weiß ich, dass sie es wusste. Wenn auch nicht jede Einzelheit. Sie tat vor uns, als wüsste sie es nicht. Sogar das ist bekannt, dass ein Mann namens Géza Sárándy für den Obersturmbannführer dolmetschte. Am 26. Januar 1945 wurden die noch lebenden Mitglieder der Gruppe hingerichtet, keinen einzigen hatten sie zum Reden gebracht, sie gaben auch ihren Vordermann, den Kommandanten des Reservebataillons der Armee, Kálmán Zsaba, nicht an. Von ihm hatten sie Waffen, Explosivstoffe bezogen, sie standen auch auf seinen Nachschublisten, also hatten sie von ihm wohl auch Lebensmittel erhalten.

Ihre Leichen wurden im Burgschloss von der Terrasse des Wintergartens, dem Schauplatz ihrer Hinrichtung, in die Tiefe geworfen.

Meine Mutter und meine Tante mussten die soeben gefälschten Papiere und die soeben gedruckten Flugblätter durch die Lücken in den Glasziegeln des Oberlichts auf

dem Gehsteig vor dem Neupester Kai 7 entgegennehmen, auf dieser Höhe ging die Passage zur Pressburgerstraße ab. Am besten kurz vor der Dämmerung. Die Papiere an die angegebenen Adressen verteilen oder sie dem Kontaktmann übergeben oder ihrem Vordermann, dessen wirklichen Namen sie regelwidrigerweise kannten. Es war ein Wirtschaftsgeograph, ein auffällig agiler junger Mann namens György Markos. Oder die gefälschten Ausweise ohne Mittelsmänner an die entsprechenden Orte befördern. Das alles war natürlich um etliches komplizierter, als ich es hier beschreiben kann. Wenn sie kurz vor dem Dunkelwerden losgingen und das Material nicht gleich weiterbefördern konnten, mussten sie mit dem gefährlichen Paket noch vor dem Ausgehverbot in die Damjanich-Straße zurückgelangen, während ganze Straßenzüge unter Beschuss standen, Fliegeralarm schrillte und sie sich mitsamt dem Paken blind in einen unbekanntem Luftschutzkeller hinunterstürzen mussten. Oder sich zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort mit ihrem Vordermann treffen, Stupsnase-Fitos, von dem sie erst nach der Belagerung erfahren, wer er war, dann zurück zum Neupester Kai, dem Siegelwart im Keller, das heißt meinem Onkel István, die leeren Formulare und Originalausweise, die sie durch Pál Aranyóssis beziehungsweise György Markos' Vermittlung von Fitos oder der Widerstandsgruppe des Rathauses erhalten hatten, zur chemischen Reinigung bringen, von den Aktivisten im Keller Papierwäsche genannt. Der Geistliche der Reformierten Kirche in der Pressburgerstraße, Albert Bereczky, versorgte meine Mutter mit kirchlichen Blanko-Registrierungsformularen. Ich besitze heute noch welche, auch gewaschene Papiere. Waschen bedeutete, dass mein Onkel und mein Vater mit Hilfe eines chemischen Verfahrens die vorhandenen Angaben löschten und an ihrer Stelle Fitos' Anweisungen gemäß mit brauner, blauer oder schwarzer Tinte, die nach alten Rezepten hergestellt und

auf verblichen frisiert war, neue Daten eintrugen. Die hatte ihnen Fitos auf Zettelchen geschrieben. Auch solche Zettelchen finden sich unter unseren Aufzeichnungen. Mit dem Eintragen der Daten war Duci betraut. Sie konnte hervorragend alte Handschriften nachahmen. Das alles natürlich bei Kerzenlicht, bei einer Öllampe oder ganz schwachem Lampenlicht. Fehler durfte sie nicht machen. Schon wegen ihres wichtigsten Elements, der nur den Behörden bekannten, regelmäßig wechselnden Codennummer der Ortsnamen Ungarns, und wegen der echten Stempel und Unterschriften waren die Papiere unersetzlich. Auch damit sie die Änderung der Codennummern rechtzeitig erfuhren, war die Verbindung zum Rathaus wichtig. Auf den alten Ausweisen konnten sie nur ganz bestimmte Angaben austauschen, wobei mein Onkel István nach dem Muster der alten Stempel auch neue herstellte. Es war eine Präzisionsarbeit, die Schrift der Eintragung oder der erhabene Stempel durften sich in keiner Weise vom Original unterscheiden.

Es gab aber doch Schriften, die Duci nicht nachahmen konnte. In solchen Fällen wanderten die chemisch gereinigten Dokumente zu Gizi Várkonyi weiter, der gesalbten Pöpstin der Schriftimitation, wobei ich nicht in Erfahrung bringen konnte, wo sie arbeitete, aber meine Mutter oder Tante Magda mussten in solchen Fällen die Papiere irgendwohin bringen.

Es gab keinen Schrifttyp, schreibt meine Tante in ihren Erinnerungen, den Gizi nicht hätte kopieren können. Tante Magda demonstrierte mir, im Bett zwischen ihren Kissens liegend, wie Gizi das machte. Gizis Kunstfertigkeit imponierte ihr mächtig. Gizi blieb über dem Papier stehen, sah sich die Schrift kurz an, griff dann einigermaßen zerstreut, aber man könnte auch sagen inspiriert, nach dem passenden Federhalter und der dem Schriftbild entsprechenden Feder, steckte sie, ohne den Blick vom Schriftbild abzuwenden, zusammen, und bevor sie die Feder in eine

von Onkel Pista hergestellte Tinte tauchte, begann sie in der Luft zu schreiben. Sie imitierte die Schrift zuerst in der Luft. Nie auf Papier, sagte meine Tante, immer nur in der Luft, mehrmals hintereinander. Und dann, den Blick nur für die Zeit abwendend, die es brauchte, um die Feder sorgfältig in die Tinte zu tauchen und zu prüfen, ob die Menge stimmte, schrieb sie ohne jegliche weitere Probe die entsprechenden Wörter stilsicher an die entsprechenden Stellen. Es war wiederum meine Mutter beziehungsweise Magda, die Fitos' mündlichen Anweisungen und sonstigen Ansprüche dem Siegelwart mitteilten. Dafür hatten sie eine mehrfach abgesicherte Methode. Sie und Pista sahen sich im Dämmer des Kellervorraums oder durch die Luke zuweilen auch von Angesicht zu Angesicht. Mein Vater und meine Mutter hingegen durften sich nicht sehen, durften nicht einmal die Stimme des anderen hören, und diese von Pista aufgestellte Sicherheitsregel akzeptierten beide klaglos. Wenn die draußen Lebenden Kartoffeln, Gemüse oder, noch seltener, Früchte hatten beschaffen können, mussten sie die Sachen durch die Luke hinunterreichen, auf die Art ließ sich der Skorbut der Kellerbewohner etwas in Schach halten. Diese illegalen Wege waren in jedem einzelnen Augenblick hochriskant. Und doch durfte es keine Verzögerungen geben, denn die konnten ein Menschenleben bedeuten oder das Funktionieren der Untergrundbewegung gefährden. Wer erwischt wurde, wurde auf der Stelle erschossen oder erschlagen, im wahrsten Sinn des Wortes massakriert. Tante Magda fand einmal ihren Bruder Pista im Kellervorraum mit einem Nervenzusammenbruch vor. Zuvor hatte sie der Übereinkunft gemäß die frei hängenden elektrischen Leitungen an der verschlossenen Kellertür in Berührung gebracht, und sie hatte auch gleich die Klingel in der Tiefe des Kellers hören können, erst dann hatte sie das Schloss geöffnet und war eingetreten. Nach ein paar Minuten war Pista im Halbdunkel erschienen, aber kaum hatte er

den Mund aufgemacht, begann er winselnd zu weinen. Alle Nádas-Brüder weinten winselnd und wimmernd, sie hatten wegen ihres Vaters das Weinen unterdrücken müssen. Tante Magda dachte, unten sei jemand gestorben. Doch dann stellte sich heraus, dass Pista schon am frühen Vormittag oben gewesen war, um etwas zu holen, und er durch das Loch, wo im Oberlicht ein Glasziegel fehlte, gesehen hatte, dass die im Keller geborenen Kätzchen, die hier ein und aus gingen, oben im Sonnenschein spielten. Er wagte sich näher zum Fenster, um ihnen beglückt zuzuschauen, da hörte er Schritte, und ein Schatten verdeckte die Sonne. Er sah nur die Hand, eine Männerhand. Sie packte zwei der Kätzchen und schmetterte sie zu Boden. Pista winselte, er habe es nicht verhindern können. Zwei aber hätten es doch noch zurück geschafft. An der Stefánia-Straße brachten die Pfeilkreuzler die Leichen der Ermordeten auf den Bänken in eine sitzende Stellung und hängten ihnen Tafeln um den Hals. Im Stadtwäldchen wurden Deserteure an den Bäumen aufgeknüpft, die Leichen blieben lange Wochen dort oben hängen. Streunende Hunde, Marder und Vögel verstümmelten die steifgefrorenen Körper.

Sie konnten auch zusammengeschlagen, irgendwohin gebracht, ausgefragt und gefoltert werden, und dann wäre Irén in der Damjanich-Straße für die vier Kinder allein verantwortlich gewesen; ganz bestimmt traf meine Tante Özsi mit ihrer Tochter, der fünfzehnjährigen Vera, erst am letzten Dezembertag in der Damjanich-Straße ein, von ihrem provisorischen Versteck kommend, im Schockzustand und verwundet. Meine Cousine Vera ist Architektin geworden, Tiefbau-Architektin, heute lebt sie in Toronto. Sie war es, die beschlossen hatte, dass sie aus der Pannónia-Straße wegmussten. Im Luftschutzkeller des Sternhauses an der Pannónia-Straße hatte während eines Fliegerangriffs die Nachricht die Runde gemacht, dass die aus ihrem Quartier am Leopoldring 3 ausschwärmenden Pfeilkreuzler-Einhei-

ten nunmehr auf sämtliche Formalitäten verzichteten, sie verlangen von niemandem mehr die Papiere, da kannst du Schutzbriefe oder ausländische Pässe haben, das ist ihnen egal, sie treiben die Juden beim Szent-István-Park oder vor dem Parlament über die Treppe auf den unteren Kai und schießen sie wahllos in die Eis treibende Donau. Ich kannte einen Mann, Miklós Békés hieß er, der verwundet zwischen den Eisschollen lavierend ans Ufer geschwommen war. Er ließ sich von einer Scholle mitziehen, klammerte sich an ihren Rand und stieß mit dem freien Arm und den Beinen die anderen Schollen weg, damit die ihn nicht köpfen, ihm nicht Arme oder Beine abschnitten. Es war ihm selbst nicht klar, was er tat oder was seine Glieder taten und was mit ihm geschah. Später wurde er Kardiologe. Er kroch verwundet und blutend aus der Donau heraus, ein nach Luft schnappender junger Mann, der in der Dämmerung die Fahrbahn gerade noch knapp überqueren konnte, bevor ihn an der Ecke zur Balaton-Straße eine einsame Gestalt erbarmungsvoll bei sich aufnahm. Er hatte keine physiologisch akzeptable Erklärung dafür, wie er dieses Intermezzo seines Lebens hatte überstehen können, auch dafür nicht, warum ihn ein Fremder bei sich aufgenommen hatte. Kaum fünfhundert Meter vom Schauplatz der glücklichen Errettung entfernt wagte Vera nicht mehr ins Büro hinaufzugehen, sie hatte panische Angst vor einem erneuten Treffen.

Die Höhe des Risikos lässt das Maß des kommunistischen Engagements der beiden Frauen, meiner Tante Magda Nádas und meiner Mutter Klára Tauber, abschätzen. Angesichts der Bedeutung ihrer Aufgaben hatten sie wohl die Angst um sich selbst als Erstes über Bord geworfen, was den Horizont ihres Verantwortungsbewusstseins gehörig weitete. Ihr Blick öffnete sich nicht nur über den gegebenen Augenblick hinaus, auch der kleinliche Selbsterhaltungstrieb erhielt einen breiteren Kontext. Meine Mut-

ter war schon von sich aus keine ängstliche Natur. Was haben Sie da in Ihrem Korb, junge Frau, rief die Pfeilkreuzler-Streife von weitem, als sie mit dem Korb voller gefälschter Papiere und Flugblätter vom Keller zurückkam. Sie lächelte ihnen breit ins Gesicht und sagte, jüdisches Vermögen. Die von der Streife begannen brüllend und schenkelklopfend zu lachen, sie lachte von Herzen mit, zur Belohnung für ihren Scherz durfte sie ja mit ihrem Korb unbehelligt weitergehen. Das spielte auch bei Veras Entscheidung eine Rolle. Gehen wir in die Damjanich-Straße, hatte sie zu ihrer Mutter gesagt. Es war die erste erwachsene Entscheidung ihres Lebens, jedenfalls hat sie es für sich so verbucht. In New York fragte ich sie einmal im Nieselregen auf der Straße, wir kamen gerade von einer großen Piranesi-Ausstellung, warum sie meine Mutter gerngehabt hatte. Was sie an ihr gemocht habe. Ich wollte verstehen, warum meine Mutter geliebt wurde. Wegen ihrer guten Laune, ihrer Heiterkeit, sagte Vera. Sie habe zu ihr nicht wie zu einem Kind gesprochen, sondern von Gleich zu Gleich. Und mit kommunistischem Gedankengut wurde sie nie traktiert, das hatte ihre Mutter mit den anderen abgemacht, dass sie ihre halbwüchsige Tochter damit in Ruhe lassen würden. Weder die Frauen noch die Männer sagten je etwas zu ihr.

[...]